

Körper, Macht und diskursive Praktiken

Aufgrund der vielfachen Thematisierung von ›Körper‹ in den letzten zwei Jahrzehnten habe ich die Frage gestellt, inwiefern dies auch innerhalb der Pädagogik geschieht. Mit der These, dass Erziehungs- und Bildungsprozesse am Körper ansetzen und der Körper dabei auf bestimmte (historisch, geschlechtsspezifisch, sozial und kulturell geprägte) Weisen zum Einsatz kommt, rückten pädagogische Institutionen in den Blick. Bei der eigenen ethnographischen Forschung in der Schulklasse wurde deutlich, wie sehr die Inszenierungen von Jugendlichkeit durch die SchülerInnen dort vom schulischen Kontext geprägt wurden. So richtete sich der Fokus auf die Institution Schule und ihr Verhältnis zu Körperlichkeit bzw. den Körpern von SchülerInnen und LehrerInnen. Mich interessiert nun, wie mit diesen Körper(lichkeiten) umgegangen wird und wie sie problematisiert werden, kurz: welche *Praktiken* das Verhältnis von Körper und Institution Schule auszeichnen und mittels welcher Praktiken in der Schule gesellschaftsfähige Körper herstellt werden (sollen).

Dabei gehe ich von einer weiteren Annahme aus: ›Umgangsweisen‹ und ›Problematisierungsweisen‹ sind nicht, als seien sie voneinander unabhängig, einfach einander gegenüberzustellen. Das heißt nicht: Hier wird über den Körper gesprochen, hier gibt es bestimmte Programmatiken, die entwerfen, wie z. B. der Lehr-Körper als Professioneller sein solle, und dort gibt es das wirkliche Handeln, wie Lehrende mitsamt ihrem Körper vor der Schulklasse erscheinen, sich bewegen, interagieren. Es heißt, dass es sich um jeweils spezifische Praktiken handelt, die aufeinander bezogen sind, die ineinander greifen, aneinander anknüpfen, andere ausschließen oder sich widersprechen. Wie lassen sich nun diese verschiedenen Praktiken untersuchen? Was haben sie inwiefern miteinander zu tun? Wie kommt man ihren Relationen auf die Spur? Eine entscheidende Perspektive ist dabei die der Analyse diskursiver Bezie-

hungen, womit ich an diskurstheoretische Annahmen Michel Foucaults sowie ihre Rezeption in der Diskursforschung anschließe.

Um diese Fragen nach und nach zu beantworten, unternehme ich folgende Schritte: Zunächst greife ich die Arbeiten von Rumpf und Pongratz nochmals gezielt auf, um genauer nach ihrer theoretischen Referenz zu fragen. Auch für diese Autoren sind die Analysen von Foucault ein Ausgangspunkt. In dessen Arbeiten zeichnet sich ein spezifisches Körperverständnis ab, welches ich nochmals erweitere, um es als Grundlage für meine Untersuchung zu nutzen: zum einen auf einer körpertheoretischen Ebene – hier hat es in den letzten Jahren einige Versuche gegeben, soziologische Körperbegriffe zu formulieren, die Körper und Leib jenseits eines naturalistischen Verständnisses einbeziehen – und zum anderen auf der Ebene der Analyse von Interaktionsprozessen, in denen der Körper eine zentrale Rolle spielt. Dafür wiederum bieten sich die Konzepte und Modelle von Erving Goffman an, mit denen Interaktionen aus unterschiedlichen Perspektiven betrachtet werden können. Im letzten Schritt stelle ich die sich derzeit breit etablierende Diskursforschung vor und diskutiere in diesem Rahmen die oben genannten Fragen. Damit entwerfe ich ein theoretisches und methodologisches Konzept, das zugleich im Hinblick auf seine Eignung zur Analyse der praktischen Gestaltung des Verhältnisses von Körper und Schule geprüft wird. Als solches lag es im Vorfeld der Zusammenstellung und Analyse des Materials noch nicht vor, sondern wurde im Laufe des Forschungsprozesses in Auseinandersetzung mit dem Material entwickelt, orientiert am Auswertungsprozess und der damit korrespondierenden Literatur. Die gewählte Darstellung, so als existierte dieser Zugang bereits vor der Bearbeitung und Interpretation der Daten, ist der Anschaulichkeit und Verständlichkeit geschuldet; sie spiegelt nicht den vollzogenen Arbeitsprozess wider.

Disziplin, Macht und Selbstsorge

Ich habe im vorangegangenen Kapitel zwei Studien vorgestellt, die nach dem Körper in der Institution Schule und im Prozess pädagogischer Praktiken aus einer historischen und zumindest zum Teil ähnlichen wissenschaftstheoretischen Perspektive fragen. Dabei handelt es sich oberflächlich gesehen um dieselben pädagogischen Praktiken. Der Körper wird aber jeweils unterschiedlich betrachtet, je nachdem ob der Fokus auf einer wieder herzustellenden Sinnlichkeit oder auf machtvollen Steuerungspraxen und einer Machtkritik liegt. Während sich Pongratz an die Analyse der Disziplinarmacht bei Foucault anlehnt, verweist Rumpf zwar ebenfalls an einigen Stellen auf »Überwachen und Strafen« (Foucault 1998/1975), bezieht sich aber letztlich vor allem

auf Elias' »Prozess der Zivilisation« (Elias 1997/1939). Daraus folgen unterschiedliche Betrachtungsweisen des menschlichen Körpers, die ich kurz darstellen möchte, um zu begründen, weshalb ich mich im Weiteren vor allem (aber nicht ausschließlich) auf Foucault beziehen werde. Der Vergleich von Elias und Foucault ist auch deshalb bedeutsam, weil die Arbeiten beider Autoren zu den einflussreichsten innerhalb der sich derzeit ausdifferenzierenden Körpersoziologie gehören (Gugutzer 2004: 50).

Elias beschreibt in seiner Analyse der höfischen Gesellschaft das Wechselspiel von Sozio- und Psychogenese und zeigt implizit, wie der europäische Zivilisationsprozess seine Spuren am Körper der Menschen hinterlassen hat. Er rekonstruiert einen Modellierungsprozess der Triebe, Affekte und Emotionen, dem die Menschen insbesondere im 13. bis 18. Jahrhundert ausgesetzt waren. Um den Wandel körperlicher Einstellungen und Verhaltensweisen nachzuzeichnen, untersucht er vor allem Anstands- und Benimmlliteratur ebenso wie Dichtung und Bilder. Als Gründe für die Veränderungen führt er die zunehmende Bevölkerungsdichte und daraus resultierend eine Zentralisierung staatlicher Macht sowie eine funktionale Differenzierung gesellschaftlicher Handlungsbereiche an (Elias 1997b: 330ff.). Seine zentrale These ist, dass wachsende »Interdependenzketten«, in die immer mehr Menschen einbezogen wurden, und damit verbunden ein Anwachsen gegenseitiger Abhängigkeiten eine zunehmende Affekt- bzw. Selbstkontrolle erzwungen habe. Elias macht diesen »Zivilisationsprozess« in allen arbeitsteiligen Gesellschaften aus. Er sei allerdings nicht als linear oder kontinuierlich, als mit einem Anfang und mit einem Ende versehen, zu verstehen. Und – dies ist vor allem für PädagogInnen von Interesse – er vollziehe sich mit der Sozialisation eines Menschen jeweils aufs Neue, indem Kinder in relativer kurzer Zeit ihre Bedürfnisse kontrollieren lernen müssten. »Nach einer Art »soziogenetischem Grundgesetz« durchläuft das Individuum während seiner kleinen Geschichte noch einmal etwas von den Prozessen, die seine Gesellschaft während ihrer großen Geschichte durchlaufen hat.« (Elias 1997a: 78f.) Die individuelle Entwicklung könne dann als geglückt angesehen werden, wenn sich schließlich nach diesem durchaus konflikthaften Prozess gesellschaftlich gut angepasste Verhaltensweisen und adäquat funktionierende Gewohnheitsapparaturen herausbildeten. Einher gehe diese Bewegung mit einer erhöhten »als selbständiger Automatismus eingebauten Selbstkontrolle« (Elias 1997a: 64). Dies wird als Übergang vom Fremd- zum Selbstzwang beschrieben.

Foucaults Blick auf den Körper unterscheidet sich in vielfacher Weise von der hier nur kurz umrissenen Perspektive von Elias. Während Elias den Körper als Ort von Bedürfnissen, Affekten und Trieben ausmacht und die lebensweltlichen Zwänge sowie ihre innerpsychischen Auswirkungen betrachtet,

sind es bei Foucault vor allem die politischen-administrativen Techniken, wie auch die Wissenschaften, die auf die Körper einwirken und sie mittels spezifischer Praktiken »disziplinieren« und normieren. Eingebettet sind diese Analysen in eine umfassende Auseinandersetzung mit der »Bio-Macht«, welche sich vor allem auf den Zeitraum des 18. und 19. Jahrhunderts bezieht.¹ Bei Elias stehen die Folgen dieser Körperbearbeitung für die Psyche im Mittelpunkt, während Foucaults ebenso wie mein Interesse auf die Praktiken der Machtausübung gerichtet ist. Gleichwohl – und das ist nicht nur ein wesentlicher Unterschied zu Elias, sondern relevant für diese Arbeit – ist die (Körper-)Disziplin im Sinne des Foucaultschen Verständnisses von Macht nicht lediglich Mechanismus einer Körperunterdrückung, sondern funktioniert mittels produktiver Effekte.

Darauf werde ich ausführlicher eingehen, da ich in der kommenden Analyse nicht nur im Anschluss an Foucaults Diskurstheorie arbeiten werde, für welche eben jener Machtbegriff zentral ist, sondern mich zudem an einigen Stellen der Interpretation auf weitere Begriffe Foucaults beziehe, sie dort aber nicht jeweils erneut erkläre. Im Folgenden beziehe ich mich vor allem auf das 1975 erstmals erschienene Buch »Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses«. Über die Thematisierung von Körpern, welche zunächst Anhaltspunkt für meine Wahl dieser Schriften ist, hinausgehend, sind es also vor allem die Machtanalytik und der Begriff der Disziplin, die für die weitere Arbeit und die Analyse der Institution Schule (nach wie vor) relevant sind (vgl. Pongratz 2004). Darüber hinaus beziehe ich mich auf Foucaults Geschichte der Sexualität (Foucault 1985, 1989) und werde die Begriffe »Regierung« und »Selbstsorge« aus seinen späteren Arbeiten einführen.

Disziplinierte Körper – zum Begriff der Disziplin

»Der historische Augenblick der Disziplinen ist der Augenblick, in dem eine Kunst des menschlichen Körpers das Licht der Welt erblickt, die nicht nur die Vermehrung seiner Fähigkeiten und auch nicht bloß die Vertiefung seiner Unterwerfung im Auge hat, sondern die Schaffung eines Verhältnisses, das in einem einzigen Mechanismus den Körper um so gefügiger macht, je nützlicher er ist, und umgekehrt.« (Foucault 1998: 176)

1 Mit der Entstehung liberaler Regierungsformen, die Foucault auf das Ende des 18. Jahrhunderts datiert, entwickelt sich ein neuer Typus von Machtpraktiken, die er Kontrolltechniken nennt. Gerichtet sind diese weniger auf das Individuum, sondern auf die Bevölkerung als Ganzes (Foucault 2004a: 161). Regieren bedeutet dann, das Leben der Vielen aufzuwerten und den Wohlstand zu mehrren. So nennt Foucault diese Form der Macht Biomacht (Foucault 1999: 283ff.).

Diesen Prozess, der nicht eine »plötzliche Erfindung« darstellt, macht Foucault in verschiedenen Institutionen aus: dem Gefängnis, dem Spital, der Schule, dem Militär usw. Er untersucht an Beispielen wesentliche Techniken, die er für verallgemeinerbar hält (Foucault 1998: 178).² Derartige Techniken beziehen sich zum einen auf die Verteilung der Individuen (bzw. Körper) im Raum, d. h. eine spezifische Weise der Parzellierung und Funktionszuweisung sowie Klassifizierung unter anderem mittels der Architektur; und zum anderen auf möglichst effektive Nutzung der Zeit durch Rhythmisierung und Zerlegung in Abschnitte sowie die Zusammenschaltung von bestimmten Gesten und der Gesamthaltung des Körpers wie auch des Körpers mit Objekten. Zentrale Elemente sind die Instrumente der Überwachung – des »zwingenden Blicks« (Foucault 1998: 221) –, der sanktionierenden Kontrolle sowie der Prüfung als Techniken, die moderne Gesellschaften und eben jene disziplinierende Macht auszeichnen. »Zusammenfassend kann man sagen, daß die Disziplin mit ihrer Körperkontrolle vier Typen von Individualität oder vielmehr eine Individualität mit vier Merkmalen produziert: diese Individualität ist zellenförmig (aufgrund der räumlichen Parzellierung); sie ist organisch (dank der Codierung der Tätigkeiten); sie ist evolutiv (aufgrund der Zeithäufung); sie ist kombinatorisch (durch Zusammensetzung der Kräfte). Um das zu erreichen setzt die Disziplin vier große Techniken ein: sie konstruiert Tableaus; sie schreibt Manöver vor; sie setzt Übungen an; und um das Zusammenspiel zu gewährleisten, ordnet sie ›Taktiken‹ an.« (Foucault 1998: 216)

Techniken der Körperdisziplinierung finden sich zwar auch schon zu früheren Zeiten (beispielsweise die religiöse Askese oder die Sklaverei), doch unterschieden sie sich in ihren Mitteln und Wirkungsweisen (vgl. auch Treiber/Steinert 2005). Mit dem Anwachsen der Bevölkerung und der Herausbildung kapitalistischer Industriegesellschaften etablierte sich die Disziplinar-macht, in deren Zentrum weniger bloße Unterwerfungsmechanismen stehen, sondern Gefügigkeit und Nützlichkeit miteinander einhergehen. Gefragt sind damit »gelehrige Körper«. Heinz Steinert bringt dies folgendermaßen auf den Punkt: »Der zentrale Punkt ist hier, daß Disziplinarzwang kein einfach unterdrückender Zwang ist, sondern einer, in dem die Subjekte des Zwangs *nützlich* gemacht werden. Die Disziplin ist nicht in erster Linie darauf gerichtet, bestimmte Aktivitäten zu verhindern und zu unterdrücken, sondern sie führt

2 Hubert Treiber und Heinz Steinert kritisieren daran, dass dies insofern irreführend sei, als Foucaults Analysen vor allem die Verwaltungsperspektive in den Blick nehme, womit Foucault »ahistorischen Idealismus« (2005: 90) produziere. Ihre Kritik basiert auf einem Diskursverständnis, welches Diskurse als einheitliche Ereignisse begreift, die nicht differenziert und unterschiedlich folgenreich gedacht würden und letztlich auch Herrschaft nicht einbeziehen würden (ebd.: 89; Steinert 1993: 245).

dazu, daß bestimmte Aktivitäten hervorgebracht werden.« (Steinert 1993: 241; Herv. i. O.) Die Produktivität der Disziplinartechniken hat entscheidend damit zu tun, dass sich die machtvollen Praktiken bis in die kleinsten Bereiche des Körpers erstrecken. Foucault spricht daher von einer »politische[n] Anatomie des Details« (Foucault 1998: 178).

Eine Analytik der Macht

Michel Foucault entwickelt die Konzeption der produktiven Macht als *Analyseperspektive*, die es erlaubt, diskontinuierliche Prozesse historischer (und gegenwärtiger) Machtpraktiken sowie -verhältnisse in den Blick zu nehmen. Somit geht es ihm weniger um die Frage, was Macht ist, als um die Frage, wie sie ausgeübt wird und wirkt (Foucault 1987: 243). Foucault macht eine Transformation der Machtpraktiken seit dem 17. Jahrhundert aus: vom Souverän zu den Disziplinartechnologien mit ihren spezifischen oben angesprochenen Macht-Wissen-Komplexen, deren Angriffspunkt vor allem der Körper als unterwerfener *und* produktiver ist (Foucault 2000). Er schlägt einen strategischen Machtbegriff vor, der von einem komplexen Geflecht von Machtbeziehungen und Kämpfen ausgeht und nicht in Personen oder Institutionen seinen Ausgangspunkt hat: »Diese Macht ist nicht so sehr etwas, was jemand besitzt, sondern vielmehr etwas, was sich entfaltet; nicht so sehr das erworbene oder bewahrte ›Privileg‹ der herrschenden Klasse, sondern vielmehr die Gesamtwirkung ihrer strategischen Positionen – eine Wirkung, welche durch die Positionierung der Beherrschten offenbart und gelegentlich erneuert wird.« (Foucault 1998: 38) Ihre Produktivität und zugleich individualisierenden wie homogenisierenden Effekte erlangt »die« Macht weniger durch Repression und Verbote als durch das Prinzip der Normierung (vgl. auch Seier 2001: 100). Als Beispiel sei das Modell des Panopticon genannt (Foucault 1998: 251ff.): ein architektonisch ausgeklügeltes System, welches die Individuen zur Selbstbeobachtung anhält, da die Gefangenen in ihren ringförmig um den zentralen Beobachtungsturm angeordneten Zellen potenziell jeden Moment überwacht werden könnten, selbst jedoch nicht sehen, ob dies gerade geschieht. Sie müssen jederzeit damit rechnen, dass sie beobachtet werden könnten, was zu einem spezifischen Selbstverhältnis des potenziell beobachteten Individuums führt. In diesem Sinne ist die Anlage ein *Modell* für moderne Gesellschaften und Sicherheitstechnologien.

Über den Typus der Disziplinarmacht hinaus, der hier vor allem aufgrund seiner Ausrichtung auf den Körper relevant ist und gerade in der Institution Schule nach wie vor seine Spuren hinterlässt (vgl. Rumpf 1981: 69), zeichnet sich Macht insbesondere innerhalb der liberalen Regierungsform durch ein

neues Verständnis von Freiheit aus. Es geht nicht darum, das Disziplinarindividuum vollständig zu unterwerfen (vgl. Rieger-Ladich 2004: 209), wie Foucault häufig gelesen wird, vielmehr ist ›Freiheit‹ als konstitutives Element von Machtverhältnissen zu begreifen. Allerdings »nicht als Zustand, sondern als Praktik«, wie Julia Franz (2005: 28) schreibt. Foucault begreift Machtpraktiken als Handlungen auf Handlungen. Sie wirken also nicht unmittelbar und direkt auf andere Subjekte, sondern auf deren gegenwärtiges und künftiges bzw. mögliches Handeln. Macht sei »ein Ensemble von Handlungen in Hinsicht auf mögliche Handlungen; sie operiert auf dem Möglichkeitsfeld, in das sich das Verhalten der handelnden Subjekte eingeschrieben hat: sie stachelt an, gibt ein, lenkt ab, erleichtert oder erschwert, erweitert oder begrenzt, macht mehr oder weniger wahrscheinlich; im Grenzfall nötigt oder verhindert sie vollständig; aber stets handelt es sich um eine Weise des Einwirkens auf ein oder mehrere handelnde Subjekte, und dies, sofern sie handeln oder zum Handeln fähig sind. Ein Handeln auf Handlungen« (Foucault 1987: 255). In Abgrenzung zu einem Gewaltverhältnis (z. B. der Sklaverei) bleibt in Machtverhältnissen der andere als Subjekt des Handelns anerkannt und es gibt ein Feld möglicher Wirkungen und Reaktionen. So verstanden entsteht ein Moment von Freiheit, indem Macht auch gegen sich selbst gewendet werden kann, was sich mit der Einführung des Begriffs der Selbstsorge bzw. der Selbsttechnologien im Folgenden noch einmal präzisiert.

Selbstverhältnisse – Technologien des Selbst

Foucault formuliert als ein Ziel seiner Arbeiten, »eine Geschichte der Wege zu skizzieren, auf denen Menschen in unserer Kultur Wissen über sich selbst erwerben« (Foucault 1993: 26). Ihm geht es nicht um den Wahrheitsgehalt dieses Wissens, sondern um darüber stattfindende »Wahrheitsspiele« (ebd.; Foucault 1989: 13), um Techniken dieses Verstehens seiner selbst. Einen Typ solcher Praktiken nennt er »Technologien des Selbst«. Sie stehen in Beziehung zu weiteren Technologien: der Produktion von Dingen, des Umgangs mit Zeichen und Symbolen sowie der Macht. Die Entwicklung solcher Selbsttechniken untersucht er in der Kultur der Antike. Zwei Maximen stehen dabei in einem sich über mehrere Jahrhunderte transformierenden Verhältnis zueinander: die Vorschrift, auf sich selbst zu achten, sich um sich selbst zu kümmern und zu sorgen sowie das Gebot, sich selbst zu erkennen (Foucault 1993: 28). Diese Grundsätze waren keine abstrakten Prinzipien einer Lebensführung, sondern umfassten Praktiken der Selbstbeobachtung, der Meditation, der Exerzitien sowie asketischer Übungen, mit denen man sich selbst ausführt und modifiziert. Das Delphische Orakel »Erkenne dich selbst« war, so Foucault, in der antiken griechi-

schen Kultur zunächst untergeordnet und nur ein Moment umfassender Sorge um sich. In der sich herausbildenden christlichen Moraltradition trat der erkennende Moment in den Vordergrund: als Weg zur Selbstlosigkeit. Die unterschiedlichen Formen der Sorge haben demnach verschiedene Formen des Selbst zur Folge (ebd.: 31).

Foucault begreift die Technologien des Selbst als Praktiken, »die es dem Einzelnen ermöglichen, aus eigener Kraft oder mit Hilfe anderer eine Reihe von Optionen an seinem Körper oder seiner Seele, seinem Denken, seinem Verhalten und seiner Existenzweise vorzunehmen, mit dem Ziel, sich so zu verändern, daß er einen gewissen Zustand des Glücks, der Reinheit, der Weisheit, der Vollkommenheit oder der Unsterblichkeit erlangt« (Foucault 1993: 26). Die antiken Selbstpraktiken beziehen sich auf ein gelungenes Leben. Einher gehen damit Fragen zum politischen Handeln und zur Erziehung (vgl. Foucault 1996a: 93), denn zu einer solchen Selbstführung muss man³ durch Lehrer und Meister, die ebenfalls fähig sind, sich selbst zu führen, befähigt werden. Selbst- und Herrschaftspraktiken sind miteinander verknüpft. Diese Beziehungen zwischen Technologien, andere zu beherrschen bzw. zu führen, und Formen, in denen das Individuum auf sich selbst einwirkt, sind für Foucault von zentraler Bedeutung (Foucault 1993: 27). Dessen Hinwendung zu antiken Selbstpraktiken und den daraus resultierenden Verhältnissen zu sich selbst ist so nicht als Revision seiner Subjektkritik, wie sein Spätwerk vielfach rezipiert wurde (vgl. Horn 2001: 138), sondern innerhalb einer Analytik der Macht bzw. der *Gouvernementalität*⁴

3 Dass dieses »man(n)« nicht die Allgemeinheit betraf, wird bereits in der Aufführung der Dimensionen im dritten Band von »Sexualität und Wahrheit« mit dem Titel »Sorge um sich« deutlich. Die antike Moral der Selbstbeherrschung bezog sich als Problem einer kleinen gesellschaftlichen Elite »ausschließlich auf das Individuum, das Herr seiner selber und Herr des anderen sein muß, aber nicht auf jenes, das anderen gehorchen muß« (Foucault 1985: 160).

4 In (etwas gewagter) Kürze ließe sich *Gouvernementalität* mit »Regierungsmentalität« übersetzen. Eine kritische Auseinandersetzung mit dem Begriff und seiner Rezeption findet sich bei Cornelis Horlacher (2005, 2007). Zu erwähnen sind in diesem Zusammenhang die sog. Governmentality Studies, die seit den 1990er Jahren an Foucaults Konzept der *Gouvernementalität* anschließen, wobei zunächst im englischen und französischen Sprachraum Formen des Regierens untersucht wurden. In den letzten Jahren wurde der interdisziplinäre Ansatz auch in Deutschland aufgegriffen. Ein Überblick über diese Entwicklung findet sich bei Ramón Reichert (2004: 11ff.). Meist werden Regierungsprogrammatiken in bestimmten gesellschaftlichen Bereichen untersucht. Den Arbeiten, die im Anschluss an Foucault entstanden sind, ist die Präferenz für Gegenwartsanalysen gemeinsam. Das unterscheidet sie vom Foucaultschen Fokus auf historische Analysen. Zwar ist sein genealogisches Verfahren im Herausarbeiten von Bedingungs- und Möglichkeitsstrukturen gesellschaftlichen Handelns sehr produktiv, aber es birgt das Risiko, die historisch etablierten Machtpraktiken und Herrschaftsverhältnisse eines bestimmten Zeitraums mit gegenwärtigen vorsehnell gleichzusetzen.

zu verstehen. Nikolas Rose formuliert treffend: »Macht arbeitet durch, nicht gegen Subjektivität« (Rose 2000: 9).

Im Fokus steht das komplexe Zusammenspiel von Wissensformen, Machtstrategien und Praktiken der Selbstformierung. Zentral ist hier der Begriff der Regierung. Diesen fasst Foucault folgendermaßen: »Unter Regierung verstehe ich die Gesamtheit der Institutionen und Praktiken, mittels derer man die Menschen lenkt, von der Verwaltung bis zur Erziehung« (Foucault 1996b: 118).⁵ D. h. es geht um eine Analytik der Entwicklung von Technologien der Einflussnahme, der Produktion von Wissen, der Disziplinierung von Individuen und der Konstitution von Subjektivitäten, welche Grundlage und Mittel der Machtverhältnisse moderner Gesellschaften bilden. Der Modus der Regierung zielt nicht nur auf die direkte Steuerung von Handlungen individueller oder kollektiver Akteure, sondern ebenso auf die Art und Weise, wie diese ihr Verhalten *selbst* regieren. Er umfasst Formen der Selbst- sowie der Fremdführung, also des Führens von Führungen (Foucault 1987: 256; Lemke 2004a: 63). Pädagogische Prozesse und Vorstellungen von pädagogischen Prozessen zeichnen sich durch jeweils spezifische Verhältnisse von Fremd- und Selbstführung aus, wie sich auch in der Analyse (pädagogischer) Körperpraktiken und der Problematisierung von Körper(lichkeit) in Bezug auf Schule und pädagogisches Arbeiten zeigen wird. Käte Meyer-Drawe (1996) plädiert dafür, dass gerade die Erziehungswissenschaft die Transformationen der Macht kenntlich machen sollte. Es ginge »um die ›Wahrheitsspiele‹, die Menschen auf der Grundlage spezieller Techniken spielen, um sich selbst zu verstehen, also um die Verbindung der ›Technologien der Herrschaft‹ mit den Kontrollpraktiken des Selbst« (Meyer-Drawe 1996: 662).

Foucaults Beschäftigung mit diesem Typus von Praktiken hat verallgemeinerbare Dimensionen, auch wenn er einen historisch sehr weit zurückliegenden Zeitraum in den Blick nimmt. Sie implizieren eine Beschäftigung mit sich selbst und zielen auf eine Transformation des Selbst. Als reflexive Praktiken umfassen sie eine Haltung sowie Handlungsweisen sich selbst und der Welt gegenüber, die über die Erkenntnis seiner selbst hinausgehen. Diese sind institutionalisiert und vielfach als pädagogische Beziehungen konstituiert. Auch wenn sich diese Praktiken auf sich selbst beziehen, sind sie doch nicht

5 Foucault entwickelte den Begriff zunächst im Kontext von Untersuchungen in der Renaissance und der frühen Aufklärung, wo er eine Vervielfältigung von Regierungskünsten beobachtete. Die uneinheitliche Verwendung des Begriffs sowie die mangelnde historische und analytische Abgrenzung verschiedener Regierungsmechanismen kritisiert Thomas Lemke (2000: 33a). Agnieszka Dzierzbicka (2006: 48) weist auf die Differenzierung der beiden Begriffe hin: Während Gouvernamentalität das strategische Feld sich stets in Bewegung befindender Machtverhältnisse definiert, werde Regierung durch dieses Feld bestimmt.

individuell, sondern als soziale Praktiken im Rahmen gesellschaftlicher Formationen und Machtverhältnisse zu verstehen (vgl. Wrana 2006: 30).

Diskursive Körper?

Die Reihe der Begriffsbestimmungen möchte ich abschließen, indem ich nun noch einmal nach Foucaults Körperverständnis frage und Konzepte vorstelle, die dies einerseits hinterfragen und andererseits um eine leibliche Dimension erweitern. In »Überwachen und Strafen« zeigt Foucault, dass der zentrale Ansatzpunkt für bestimmte (historische bzw. zu historisierende) Machttechniken, nämlich die der Disziplin, der Körper ist. Der gesellschaftliche Stellenwert des Körpers ändert sich, wie Foucault anhand der Strafpraktiken zeigt: Während im französischen Absolutismus grausame Martern öffentlich die Macht des Souveräns demonstrierten, ziel(t)en humanistische Formen der Bestrafung, insbesondere das Einsperren in Gefängnisse, und damit verbundene Wissenschaften – über den Körper – auf die Seele des Delinquenten (Foucault 1989: 41). Diese Idee, wie Körper und »Seele« zusammenwirken⁶, ist eine Ebene des mit der Disziplin verknüpften und damit historisierten Körperkonzepts. Eine weitere ist die der Nützlichkeit: Die beschriebenen Technologien setzen an einem produktiven, effektiven und nützlichen Körper an, sie normieren und individualisieren ihn gleichzeitig. Diese Vorstellungen vom Körper ergeben sich aus der Analyse, und zwar aus einer spezifischen Weise der Analyse und Methodologie: die Analyse der diskursiven Praktiken und ihre Einbindung in bzw. Durchzogenheit von Institutionen. Sie geht von einem »diskursiven Körper« aus, insofern der Körper als materialisierter, die Vorstellungen von ihm, der Umgang mit ihm, Produkt dieser Praktiken ist. Von Macht durchzogene ebenso wie Macht produzierende diskursive Praktiken »bringen wahre Körper, authentische Selbste erst hervor« (Lorey 1999: 95).

Eine solche Sicht auf den Körper stößt immer wieder auf Kritik. Eine Frage, die die Debatte zu den Begriffen »Körper« und »Leib« unter anderem ausmacht, ist die nach jener Materialisierung. Wenn denn Körper sozial konstruiert sind, von Diskursen durchzogen, was ist dann mit dem, was da zu spüren und zu berühren ist? Was für Effekte haben Diskurse bzw. diskursive Prakti-

6 »Eine ›Seele‹ wohnt in ihm [dem Menschen, A. L.] und schafft ihm eine Existenz, die selber ein Stück der Herrschaft ist, welche die Macht über den Körper ausübt. Die Seele: Effekt und Instrument einer politischen Anatomie. Die Seele: Gefängnis des Körpers.« (Foucault 1998: 42) Zum Verhältnis von Körper und Seele siehe auch Butler (1991: 198f.), zum Begriff in der im weitesten Sinne pädagogischen Tradition Höhne (2003b: 245-249) sowie die kritische Diskussion zu Foucaults Verständnis von Seele bei Schäfer (2004).

ken, wie stehen sie zur Materialität des Leibes? Eine Kritik von Robert Gugutzer veranschaulicht das Problem:

»Was Foucault analysiert, ist ausschließlich das Reden über Körper, das Wissen vom Körper, nicht aber der Körper als Materialität oder eigenleibliche Erfahrung. Foucault untersucht nicht den Körper, sondern Diskurse über Körper.« (Gugutzer 2004: 81) Und weiter: »Foucaultianer würden dem entgegenhalten, es gibt keine vordiskursive Materialität und Erfahrung, weshalb es angemessen sei, die Diskurse zu untersuchen, die den materiellen und phänomenalen Körper hervorbringen. Dieser Diskursdeterminismus ist jedoch kritisch zu hinterfragen.« Empfindungen seien nicht einfach in Diskurse auflösbar. Das sind sie auch nicht. Doch warum sollten sie es sein? »Körper und Leib sind nicht allein diskursive Konstruktionen, sondern besitzen ein Handlungspotenzial, das auf Diskurse rückwirken, sie initiieren und Strukturen verändern kann.« (ebd.) Auf einer solchen abstrakten Ebene formuliert, ist der Kritik nur zuzustimmen, aber auch der möglichen Entgegnung. Diese doppelt mögliche Zustimmung ist Effekt einer Praxis der Unterscheidung diskursiver und nicht-diskursiver Praktiken, die auf eine Gegenüberstellung von Sprechen und Handeln rekurriert. Indem Sprechen und Handeln gegenübergestellt werden, setzt sich auch der Dualismus von Geist und Körper fort. Körper besitzen durchaus ein Handlungspotential, wie Gugutzer es proklamiert, doch über das Individuum hinaus wirksam wird es dann, wenn es in diskursive Praktiken eingeht.

In den letzten Jahren sind einige Arbeiten erschienen, in denen ein Körperbegriff erarbeitet wird, der die Dimension des leiblichen Erlebens stärker einbindet, in denen der Körper aber dennoch als sozial konstruierte Einheit begriffen wird (Gugutzer 2002; Jäger 2004; Ludewig 2002; Macha 2003; Schaufler 2002). Während das Wissen vom vergesellschafteten Körper offenbar eine wachsende Anerkennung genießt, wird nun gefragt, inwiefern man bei leiblichen Empfindungen und Erfahrungen davon sprechen kann, dass sie sozial erzeugt sind. Damit geht die Frage einher, wie der historisch gewordene und gesellschaftlich geprägte Körper eben als leiblicher und materieller theoretisch gedacht werden kann, ohne ihn damit zugleich wieder zu naturalisieren. Insbesondere bei Karin Ludewig (2002) und Hildegard Macha (2003) wird dabei deutlich, wie schwierig ein solches Vorhaben ist, solange die Dualismen dieses Denkens (Körper – Geist, Natur – Kultur etc.) bestehen bleiben⁷, da innerhalb derer eine naturgebundene Leiblichkeit immer der Kultur

7 Wenn auch die Autorinnen durchaus erwägen, die Dualismen aufzugeben (vgl. Macha/Fahrenwald 2003: 36). Das Dilemma, in diesen Dichotomien (Natur/Körper/Materie vs. Kultur/Geist/Bewusstsein) »gefangen« zu sein bzw. die ständige Gefahr des »Kippens«, die sich daraus ergibt, und die somit prekäre Gratwanderung stellt Andrea Maihofer (1995: 74ff.) gut nachvollziehbar dar.

gegenüber gestellt wird. Auch mit dem Versuch, Natur neu zu definieren »als materielle körperliche Basis des Sozialen und der Erkenntnis, [...] beides [...] stets geschlechtstypisch gefärbt« (Macha 2003: 189), bleibt genau jene natürliche Vorgängigkeit (von Körper *und* Geschlecht) bestehen. Das dichotome Denken setzt sich dann in der Gegenüberstellung von voneinander unabhängig erscheinenden Diskursen und Erleben fort:

»Leibgebundene Erfahrungs- und Erlebnisweisen sind stets durch kulturelle Inszenierungen von Geschlecht beeinflusst, aber gleichzeitig nicht nur diskursiv, sondern ganz individuell körperlich erlebt und konstruiert. Körpererfahrung geht weit über diskursive Praktiken von Geschlechtsidentität hinaus. Zwischen Naturalisierung des Geschlechts und Diskursivität der Körper gibt es noch das unmittelbare körperlich-sinnliche Erleben aus dem Körper, das erst in der Diskursivität und Begrifflichkeit zur Inkarnation kulturell geformter Geschlechterbilder wird.« (ebd.)

Es spricht nichts dagegen, letzteres gerade auch wegen der langen De-Thematisierung hervorzuheben. Aber wird mit solch einer Abstufung nicht eine bestimmte Beschaffenheit des Körpers, die an sich selbst schon historisch geworden ist, als natürlich unterstellt (vgl. Wulf 2003: 207)? Gesellschaftliche Diskurse und damit verknüpfte Normen materialisieren sich im Körper *fühlbar*. So verändert die »Dominanz des Auges« (Herzog 1985: 278) – also die Priorität des Visuellen, welche nicht schon immer besteht, sondern sich historisch entwickelte – auch die Wahrnehmungsweisen hin zu einer vornehmlich visuell ausgeprägten Sinnlichkeit. Oder die derzeit (unter anderem gerade deshalb) viel diskutierten Gentechnologien transformieren sowohl das Körperverständnis als auch den Körper selbst (vgl. Lemke 2006). In historischen Studien wird deutlich, wie durch das Aufkommen naturwissenschaftlicher Begriffe das Empfinden und Spüren der bezeichneten Körperstellen erst möglich wurde (vgl. Duden 1987; Laqueur 1992). Was jeweils als »Natur« konstituiert wurde, ist dabei Ergebnis geschichtlicher Prozesse und Kämpfe.

In der deutschen Sprache kann zwischen Körper und Leib unterschieden werden. Sprachgeschichtlich lässt sich das Wort Leib auf lib (althochdeutsch: Leben, Lebensweisen bzw. seit dem 11. Jh. lip: bleiben, leben) zurückführen. Das Wort Körper geht auf corpus (lat.) in der Bedeutung von Leib, Gestalt sowie Fleisch zurück und ist in vielen Sprachen als einzige Form erhalten geblieben (vgl. ausführlicher Lorenz 2000: 33f.). Insbesondere in der phänomenologischen Tradition wird die Unterscheidung von Körper und Leib genutzt und diskutiert. Die Grundannahme dabei ist, dass der Körper durch eine doppelte Gegebenheit charakterisiert sei: einmal im Sinne eines Objekts und einmal als der eigene gelebte Körper. Diese Unterscheidung ermöglicht einerseits den Blick auf verschiedene den »Körper« betreffende Phänomene, sie legt

aber andererseits auch die von mir kritisierte dichotome Setzung nahe. Und zwar deshalb, weil damit zwar (zumindest in der Auseinandersetzung mit den verschiedenen Leib-TheoretikerInnen) oft eine Einheit zwischen beiden hergestellt wird, diese aber als Komplementarität – Körper und Leib als zwei Seiten einer Medaille – gedacht wird (vgl. Gutzter 2004: 146)⁸. Die Betonung des Leiblichen ermöglicht auch eine Betonung der Materialität und der Prozesse, die sich eben auf der Ebene des Spürens abspielen. Denn das Besondere des Leibes ist seine Unmittelbarkeit und, so Pierre Bourdieu, »was der Leib gelernt hat, das besitzt man nicht, wie ein wiederbetrachtbares Wissen, sondern das *ist* man« (Bourdieu 1987: 135; Herv. A. L.). Diese Setzung ist dem Subjekt nicht unmittelbar transparent, sondern bestenfalls in Praktiken reflexiv. Der Körper (und damit auch das Geschlecht) wird, wie Maihofer es nennt, zur »Existenzweise« (Maihofer 1995), das kulturell, sozial und historisch Entstandene als »individuell affektive Wirklichkeit« (Tuider 2003: 57) empfunden.

Ein theoretisches Konzept, welches Foucaults Analysen aufnimmt und in Kritik und Erweiterung eine Verschränkung von Körperwissen und Leiberfahrung vornimmt, stammt von Ulle Jäger (2004). Sie schließt an das Habitus-Konzept von Bourdieu an und verknüpft es sowohl mit den Körperkonzepten von Butler und Foucault als auch mit anthropologischen Leib-Theorien von Schmitz und Plessner. Hier vollzieht sie einen Schritt, den Ludewig (2002) ebenfalls im Anschluss an eine Kritik an Butler und Foucault zwar auch unternimmt, aber theoretisch nicht derart untermauert. Ziel ist, Emotionen, Empfindungen und leibliche Regungen in sozialwissenschaftliche Untersuchungen zum Körper einzubeziehen, ohne jedoch einen natürlichen Leib vorauszusetzen. Jäger begründet die Hereinnahme der Leibperspektive machttheoretisch: Wenn Macht-Wissens-Verhältnisse auf den Körper einwirken, stellt sich die Frage, wie es auf körperlicher Ebene zu Verfestigungen und unhintergehbaren Körperwahrnehmungen kommt, wie Macht gerade auf der Ebene des Leibes wirksam wird (ebd.: 17). Damit geht sie jene Kritik an, die Gugutzer vorgebracht hat. Sie begreift den Körper als verobjektivierten, als ein Körperwissen, während der Begriff Leib für den (eigenen) gelebten Körper steht und das Selbst umfasst (Jäger 2004: 49). Mit der Veränderung von Diskursen bzw. diskursiven Praktiken verändert sich auch der Gegenstand Körper. Zu überprüfen sei mit Blick auf Foucault und Butler, inwiefern das Räumliche (und damit Leibliche) der Materialität bei der Vorstellung diskursiver Materialisierung ausgenommen wird bzw. mitgedacht werden kann (Jäger 2004: 13). Dazu ist es notwendig, sich mit dem Begriff der Materialität als Materialisie-

8 Die wichtigsten Unterscheidungsmerkmale der Begriffe Leib und Körper hat Gugutzer (2004: 152ff.) aufgeführt.

rung bei Judith Butler vertraut zu machen, auf den Jäger sich bezieht und der für mein Verständnis von Körper und diskursiven Praktiken bedeutsam ist.

Butler stellt eine vorgängige Materialität des Körpers radikal in Frage. Sie erscheine zwar als natürliche, dies sei aber ein Machteffekt. Dementsprechend kritisiert sie auch die Unterscheidung von sex und gender. An die Stelle einer Materie als materiellen Substanz, Ort oder Oberfläche setzt Butler den Begriff der »Materialisierung«. Materialisierung heißt, die Materialität des Körpers wird gewissermaßen im Einüben und in den wahrnehmenden Reaktionen anderer hergestellt und so zu einem Effekt diskursiver Praktiken. Sie beschreibt dies als »Prozeß der Materialisierung, der im Laufe der Zeit stabil wird, so dass sich die Wirkung von Begrenzung, von Festigkeit und Oberfläche herstellt, den wir als Materie nennen« (Butler 1995: 32). Materialisierung verweist auf die unauflösbare Verschränkung von Diskurs und Materie, d. h. es gibt keine von Diskursen unberührte Materialität. Hannelore Bublitz schreibt in ihrer Einführung in Butlers Werk: »Die Annahme, dass Körper durch Diskurse und performative Sprechakte erzeugt werden, bedeutet jedoch nicht, dass Körper als materielle Realität vollständig auf Diskurse zurückzuführen sind; lediglich, dass es keine von der symbolischen Ordnung unberührte körperliche Materialität gibt. Diskursive Praktiken und körperliche Materialität verbinden sich als unauflösliche Einheit, deren Voraussetzung Diskurse als Apriori körperlicher Materialität bilden.« (Bublitz 2002: 40f.) Butler wird immer wieder (nicht nur, aber insbesondere von ihren KritikerInnen) so gelesen, als gäbe es keine materiellen Körper, als löse sie diese prinzipiell auf (z. B. Duden 1993; Lorey 1995; Maihofer 1995), ebenso wie sie es eben auch nicht außerhalb von Diskursen gäbe (Gugutzer 2004: 178). Auch wenn sich einige Stellen so interpretieren lassen, geht es Butler doch vor allem darum, dass die Materie des Körpers nicht von regulierenden Normen bzw. diskursiven Praktiken zu trennen sei.⁹

Ulle Jägers Kritik ist nun, dass einerseits die Räumlichkeit (Jäger 2004: 70f.) sowie der Leib als wahrnehmender (ebd.: 75) von Butler nicht bedacht werde. Phänomenologische Leibtheorien seien jedoch anschlussfähig, da sich einige Stellen bei Butler fänden, an denen der Begriff des Leibes über einen diskursiv erzeugten hinausgehe, indem sie mit Bezug auf Simone de Beauvoir den Leib als Situation denke, der nicht dasselbe sei wie der Kontext, in dem er steht, der Kontext aber auch nicht dem gelebtem Körper äußerlich sei (vgl. Jäger: 2004: 73f.). Der Begriff des Leibes, welcher auf einen Eigensinn verwei-

9 Entscheidend ist meines Erachtens der Hinweis von Butler: »Den Körper als konstruierten Körper zu denken verlangt, die Bedeutung von Konstruktionen selbst neu zu denken.« (Butler 1995: 16) Was dies heißen kann, erörtere ich in den Abschnitten zur Diskurstheorie (besonders Kap. »Diskurstheoretische Annahmen«).

se, so Jäger, mache erst plausibel, wie eben jene diskursiven Effekte möglich sind und Macht wirksam wird, aber auch, dass der Leib selbst »Ort des Widerstands« sein kann (ebd.: 81). »Die Perspektive des Leibes wäre in diesem Sinne als ein weiterer Diskurs zu betrachten, nicht als Eigentlichkeit, Grundlage, vorgängiges Etwas, sondern als besondere Form von Materialität, die sich auch durch räumliche Ausdehnung auszeichnet, die für das Selbst erfahr- und spürbar ist.« (ebd.) Jäger prägt den Begriff »körperlicher Leib«, um die Trennung zwischen Körper und Leib begrifflich zu überwinden und die Einheit bzw. Verschränktheit sowie die gesellschaftliche Konstituiertheit deutlich zu machen.¹⁰

Das verschränkte Verhältnis von Körper und Leib kann auf einer abstrakten philosophischen bzw. soziologischen Ebene durchaus so gedacht werden. Gugutzer weist in seiner Einführung zur »Soziologie des Körpers« (2004) zu- recht darauf hin, dass die *analytische* Trennung, die sich auf die »Zweiheit des Körpers als Einheit von spürbarem Leibsein und gegenständlichem Körperhaben« (ebd., 152; Herv. i. O.) bezieht, eine zu heuristischen Zwecken sei und keine ontologische (sein dürfe).¹¹ In der empirischen Forschung, so Christoph Wulf (2003: 214), könne man sich dem Körper allerdings immer nur annähern und jeweils nur bestimmte Aspekte untersuchen. Das zeigt sich im Weiteren auch daran, dass Körper und Leib zwar an Erziehungs-, Bildungs- und Subjektivierungsprozessen permanent beteiligt sind, sich aber nicht von ihnen isolieren lassen. D. h. man kann das, was Körper jeweils ist, nicht jenseits gesellschaftlicher Körper-Praktiken begreifen. Letztendlich ist es auch vom Forschungsgegenstand abhängig, inwiefern eine Unterscheidung von Körper und Leib als analytische wichtig ist, um bestimmte Fragen und Ebe-

10 Auch Birgit Schaufler (2002) nimmt eine solche Neuschöpfung vor, indem sie vom »Leib-Körper« spricht, allerdings mit anderer Betonung. Dies auch deshalb, weil sie von anthropologischen Traditionen ausgeht, die sie mit psychoanalytischen sowie kognitionspsychologischen Theorien und knapp mit Elias und Foucault ergänzt, um dann zentrale Dimensionen von Leib-Erfahrungen auf somatogener, soziogener und psychogener Ebene zu formulieren (vgl. Schaufler 2002: 73ff.) und leib-körperliche Existenz zu beschreiben. Die gemeinsame Verwendung der beiden Wörter, um die Verschränkung von Körper und Leib darzustellen, hat Helmuth Plessner bereits 1928 vorgeschlagen (Plessner 1975). Die Zusammenführung kann aber sehr unterschiedlich akzentuiert sein, wie sich zeigt. Systematisierende Übersichten über diese Debatte finden sich bei Macha/Fahrenwald (2003) oder Gugutzer (2004).

11 Analog dem »Werdegang« der feministischen Geschlechterforschung und der jeweils in bestimmten Phasen stattfindenden Betonung von Differenz bzw. Gleichheit, die sich als Teil eines politischen und damit auch strategischen Einsatzes verstehen lässt, muss bezogen auf die Thematisierung des Körpers zunächst eine besondere Problematisierung erfolgen, die den Leib gegenüber dem Geist stark macht, soll es nicht nur um eine esoterische, mit allerlei Assoziationen anfüllbare Ganzheitlichkeit gehen.

nen überhaupt untersuchen zu können. In meiner Arbeit ist sie für die Anlage der Untersuchung nicht relevant, weil ich nach der Ebene individueller leiblicher Wahrnehmung nicht frage und sie als analytische Kategorie nicht zu meinem Instrumentarium gehört. Relevant wird sie jedoch dann, wenn in einigen Texten mit beiden Begriffen bzw. ihrer Unterscheidung operiert wird, sie für verschiedene Zwecke genutzt und funktionalisiert werden. An diesen Stellen wird die Differenz selbst zum Untersuchungsgegenstand.

Die vorangegangenen Ausführungen durchzieht ein Spannungsfeld zwischen Leib/Körper und Natur/Kultur, welches als solches nicht gänzlich aufzulösen ist, weiterhin für Diskussionen sorgen wird, in dieser Arbeit aber nicht im Zentrum stehen soll. Ich habe meine Arbeit aus diskursanalytischer Perspektive konzipiert, was impliziert, von diskursiven Körpern zu sprechen, mit denen spezifische Körperpraktiken einhergehen. »Wenn man dem performativen Charakter der körperlichen Identität folgt, könnte man den Körper mehr in Richtung einer stabilen und zugleich instabilen Körperpraxis verstehen. Eine Praxis, die nicht individuell ist, aber individuell gelebt wird.« (Müller 2000: 101). Im Folgenden wird weiter zu klären sein, was es bedeutet, von »diskursiven Körpern« zu sprechen und welche theoretischen Konzepte dem zugrunde liegen. Ich steuere dabei vor allem jene Begriffe an, die für die nachfolgende Analyse der Problematisierung des Körpers und des Umgangs mit dem Körper innerhalb von Schule relevant sind. Dabei wird vielleicht auch Butlers Verständnis von Materialisierung noch einmal nachvollziehbarer. Zunächst möchte ich aber die Perspektive auf den Körper um einen weiteren theoretischen bzw. analytischen Zugang erweitern, der in der bisherigen Debatte über einen angemessenen Begriff außen vor blieb und besonders für den ethnographisch-feldforschenden Teil der Untersuchung relevant ist: der Körper in Interaktionsprozessen.

Körper in Interaktion

Eine weitere theoretische Perspektive ist für bestimmte (mikrosoziologische) Ausschnitte der Analyse von Körperpraktiken von großem Wert: die »Interaktionsordnung« von Erving Goffman. »Interaktionsordnung« hört sich nach einem starren Begriff an – Goffman umfasst damit so etwas wie ein Programm, dem er mit seinen Forschungen und theoretischen Konzepten nachgeht, um soziale Interaktionen als eigenständigen Gegenstand soziologischer Forschung zu etablieren (Goffman 1994: 55; vgl. auch Lenz 1991: 27-48; Knoblauch 1994: 7ff.; Willems 1997: 27ff.). Interaktion meint »Face-to-face-Interaktion«: die unmittelbare Interaktion, wenn Menschen es von Angesicht zu Angesicht miteinander zu tun haben, aufeinander treffen (Goffman 1994: 55).

Goffman geht es dabei weniger um die sprachliche Kommunikation, wie sie die Konversationsanalyse in Augenschein nimmt, als vielmehr um vielfältige kontextabhängige Praktiken, bei denen Körper entscheidende Partizipanden sind.¹² Er entwickelt keine explizite Körpertheorie, allerdings zeigt sich in seinen Analysen und anhand seiner Modelle, welche Bedeutung körperlicher Präsenz als integraler Bestandteil sozialen Handelns zukommt. Denn wesentlich sei, dass die Handelnden »deutlich das Gefühl haben, dass sie einander nahe genug sind, um sich gegenseitig wahrzunehmen bei allem, was sie tun, einschließlich ihrer Erfahrung der anderen, und nahe genug auch, um wahrgenommen zu werden als solche, die fühlen, dass sie wahrgenommen werden« (Goffman 1971: 28).

In der Begegnung treffen zuallererst zwei (oder mehrere) Körper aufeinander. Relevant wird dabei ein – explizites wie implizites – Wissen über die Situationen und »ihre Körper«¹³, auf das Goffman zurückkommt, wenn er in der »Rahmen-Analyse« (1996b) die »Organisation von Alltagserfahrungen« in den Blick nimmt und ein theoretisches Konzept der grundlegenden Rahmen direkter Interaktionen entwirft. Interaktionsprozesse (und damit auch das, was wir Körpersprache nennen) sind eine hoch konventionalisierte und normative Angelegenheit. Die an der Interaktion Beteiligten sind angewiesen, mit ihren Körpern in einer sozial erwartbaren Weise zu kommunizieren. Sie müssen die jeweiligen Regeln kennen bzw. »verhandeln«, die Symboliken des Gegenübers entziffern und »Techniken der Imagepflege« (Goffman 1996a: 10ff.) beherrschen, um die »Interaktionsordnung« aufrecht zu erhalten. Diese Ordnung ist insofern nicht starr, da sie jederzeit gefährdet und umkämpft ist und eben auch neu »ausgelotet« werden kann und muss.

Hier ergeben sich meines Erachtens Anschlussmöglichkeiten zwischen Goffmans Rahmenkonzept und der im Folgenden genauer zu diskutierenden Diskurstheorie, die sich auf Michel Foucault bezieht. Bei der Untersuchung von Körperpraktiken und der Frage nach ihrer Problematisierung werden die möglichen Rahmungen interessant, über die die Akteure, also die SchülerInnen und LehrerInnen, die AutorInnen in den Zeitschriften sowie die Forschenden in einer Situation verfügen (können). Sie bedienen sich des Rahmens als

12 Mit der Konversationsanalyse bzw. den Konversationsanalytikern hat sich Goffman allerdings immer wieder auseinander gesetzt und sie kritisiert (vgl. Bergmann 1991). In seinen späteren Arbeiten in »Forms of Talk« wendet er sich dann in Abgrenzung zur Konversationsanalyse mehr und mehr der sprachlichen Kommunikation, aber auch Formen des Selbstgesprächs zu. Einige dieser Aufsätze sind vor kurzem in deutscher Übersetzung erschienen (Goffman 2006).

13 Hiermit überspitze ich das bekannte Goffman-Zitat, in dem er verdeutlicht, worum es ihm in der Analyse von Interaktionen geht: »Es geht hier also nicht um Menschen und ihre Situationen, sondern eher um Situationen und ihre Menschen.« (Goffman 1996a: 9)

mehr oder weniger komplexe Verstehensanweisung, die »einen Wirklichkeitsraum als Möglichkeitsraum [konstituiert], der in der Situation gleichsam schrittweise abzuarbeiten ist« (Willems 1997: 35). Begreift man, wie Willems weiter schreibt, Rahmen als »Sinn-tatsachen, die die Serialität des sozialen Lebens, [...] Verkettungen von Handlungen und Interaktionen ermöglichen und strukturieren« (ebd.), so lässt sich der Begriff der Rahmung mit dem der diskursiven Formationen und Beziehungen in Verbindung bringen, da die Möglichkeiten zu rahmen von Diskursen durchzogen sind. Eine Rahmung vorzunehmen kann in diesem Sinne als diskursive Praktik begriffen werden. Natürlich nehmen Goffman und Foucault verschiedene Gegenstandsebenen in den Blick: Goffman bettet seine mikrostrukturellen Analysen kaum historisch ein, während Foucault historisch diskursive Formationen zu speziellen (und doch allgegenwärtigen) Gebieten wie der Sexualität und des Wahnsinns rekonstruiert. So fokussieren denn auch die meisten aktuellen diskursanalytischen Untersuchungen vor allem auf öffentliche Äußerungen und Medien bzw. stark institutionalisierte Felder. Dabei scheint klar, dass sich »die Diskurse« in eben jenen Bereichen finden und sich grundsätzlich von »den Praktiken« unterscheiden, die verteilt und vereinzelt das Netz alltäglichen gesellschaftlichen Handelns durchziehen. Genau dieser Differenzierung möchte ich entgegenwirken. Goffmans Schriften bieten hier eine nötige Ergänzung und liefern Mittel der Beschreibung, um einerseits von Diskursen durchzogene »verstreute« Alltagspraktiken in den Blick zu nehmen, und andererseits sich den Gegenständen an den Rändern der Diskurse zu nähern und die jeweiligen Beziehungen zwischen sprachlichen und nicht-sprachlichen Praktiken aufzuzeigen (vgl. Kap. »Grenzen der Diskurse«; Wrana/Langer 2007).¹⁴

Goffmans Analysen, Begriffe und metaphorischen Analogien sind für die Analyse und die ethnographische Beschreibung der Interaktionsprozesse und der darin eingebundenen Körperpraktiken von Bedeutung. Aber nicht nur dort. Da Goffmans Arbeiten vor allem durch eigene Feldforschungen sowie anhand vielfältiger Dokumente wie Zeitungsartikel, Filme, Comics etc. entstanden, er seine Theorien also an konkreten Gegenständen entwickelt hat, bleibt genau diese Nähe zum Gegenstand auch in seinen Schriften bestehen. Dies ermöglicht, Goffman bereits in der Feldforschung als eine Art »widerstreitende Begleitung« (vgl. Langer 2007a) zur detaillierten Beobachtung und

14 Die Idee, Goffman und Foucault zusammenzubringen, kann ich hier nur andeuten (vgl. auch Willems 1997: 288f., der die Verknüpfung beider Ansätze ebenfalls in Erwägung zieht). Eine fundierte Ausarbeitung, die die jeweiligen wissenschaftstheoretischen Kontexte einbezieht und die Anschlussfähigkeit der Begriffe genau überprüft und abwägt, steht noch aus. Sie wäre auch vor dem Hintergrund interessant, neuere Praxis-Theorien (Reckwitz 2003: 298; Hörning/Reuter 2004) und Diskurstheorie zusammen zu diskutieren.

der Reflexion der eigenen Rolle als Beobachterin zu nutzen, auch wenn er sein methodisches Arbeiten kaum expliziert hat.¹⁵ Sein »unkonventionelles« Vorgehen (Bergmann 1991: 306; Willems 1997: 290) enthält eine »kaum technisierbare ›Haltung‹« (Willems 1997: 293), die zur aktiven und reflektierten Auseinandersetzung mit dem Forschungsgegenstand auffordert und sich nicht einfach überstülpen oder als methodische Anleitung lesen lässt.

Diskursive Praktiken

In den zu analysierenden Texten erziehungswissenschaftlicher bzw. pädagogischer Fachliteratur werden Konzepte und didaktische Praktiken formuliert, die an bestimmte zeitgemäße und historisch gewordene Vorstellungen von Leib und Körper, Zeichenhaftigkeit von Körpern und notwendiger Körperdisziplinierung anknüpfen bzw. auf sie verweisen. Diese werden, wenn auch nicht unmittelbar, von PädagogInnen in konkrete Situationen im Rahmen der Institution Schule »hineingetragen«, erwartet und (re)produziert, ebenso wie in den Zeitschriftenartikeln von Praxiserfahrungen berichtet wird, womit diese in den Diskurs eingehen. Auch die SchülerInnen haben ein spezifisches Körperwissen und leibliche Erfahrungen. Um den Stellenwert des Körpers in Bildungs- und Subjektivierungsprozessen, seine Problematisierung in Bezug auf Schule sowie die Inkorporierung von Wissen und gesellschaftlichen Positionen herauszuarbeiten, ist es notwendig, das Vorgehen bzw. den Gegenstand der meisten Diskursanalysen zu erweitern. Sie beschäftigten sich meist mit im weitesten Sinne öffentlichen Diskursen oder Progammatiken. Ich untersuche dagegen nicht nur in Form von Texten vorliegende fachspezifische Materialien, sondern auch ethnographische Daten.¹⁶

15 Eine Ausnahme bildet ein interessantes kurzes Gespräch, in dem Goffman zur Feldforschung befragt wurde (Goffman 1996c), welches erst nach seinem Tod veröffentlicht wurde. Über das Reden über Feldforschung äußert er, »daß man bei jedem Versuch, Techniken auszuformulieren, Rationalitäten erzeugt – und wir befinden uns in der riskanten Lage, genau dies zu tun. Die einzige Rechtfertigung dafür, dieses Risiko einzugehen, besteht darin, dass die Leute für gewöhnlich ohne jedwede vorgängigen Überlegungen ins Feld hineingehen, so dass wir also nicht allzu viel Schaden anrichten können« (ebd.: 262).

16 Eine Verbindung von Diskursanalyse und Ethnographie wird bisher kaum praktiziert, auch wenn sie als möglicher Zugang im Zuge der Überlegungen zum Verhältnis von Diskursen und Subjekt aktuell immer wieder gefordert wird, z. B. von Stephan Moebius, wenn er schreibt, dass die poststrukturalistische Diskursanalyse »auch auf die ›Subjekte‹ bzw. Akteure und ihre in der Iterabilität angelegten, ereignishaften und kontingenten Handlungspraktiken« (Moebius 2005: 143) ausgerichtet sei, oder Renn, welcher fordert die »Teilnehmerperspektive« einzubeziehen (vgl. Renn 2005: 123). Keller schlägt diesbezüglich vor, Ethnographie und Diskursanalyse zusammenzubringen (2005a: 255f.), empirische Untersuchungen und forschungspraktische Erfahrungen gibt es aber bisher kaum.

Auf diese Weise geraten Praktiken auf verschiedenen Ebenen in den Blick:

- im Reden bzw. Schreiben über den Körper (Problematisierung des Körpers),
- im Erstellen von Unterrichtskonzepten (programmatische Texte),
- in beobachtbaren Interaktionen bzgl. des Körpers (Körperpraktiken).

Das heißt, ich sehe mir Körperpraktiken und Problematisierungen des Körpers in *unterschiedlichen* schulpädagogischen Bereichen an, aber immer mit dem *gleichen* Blick. Zur Bearbeitung und um die Nachvollziehbarkeit zu sichern, trenne ich die ethnographische Ebene und die Diskursebene zunächst *analytisch* und weitestgehend auch innerhalb der Darstellung. Letztlich fokussiere ich aber das gesamte Material von *einer* Perspektive aus, um die unbefriedigende Trennung in Diskurse einerseits und Handlung oder Wirkung andererseits zu überwinden. Trotzdem ist sehr wohl zu differenzieren zwischen unterschiedlichen Textgenres – beispielsweise präskriptiven, also Handlung anleitenden Texten (vgl. Wrana 2006: 55), philosophischen Texten oder Erfahrungsberichten – und jeweiligen Autorenpositionen sowie dem beobachtbaren Handeln in der Schule. Über Rituale im Unterricht zu schreiben, ist eine andere Praktik, als sie im Unterricht auszuüben, weshalb es auch unterschiedlicher Forschungsmethoden bedarf. Es sind jeweils spezifische Praktiken, die Relationen eingehen (oder eben auch nicht), aber nicht in einfachen Wirkungsverhältnissen stehen.¹⁷

Um das Vorgehen nachvollziehbar zu machen und reflektieren zu können sowie der diskursiv begriffenen Materialität von Körpern nachzugehen, ist es nötig, sich mit den Begriffen Diskurs bzw. diskursive Praktik zu beschäftigen, welche Grundlage meines methodischen Vorgehens und der vorgenommenen Analyse sind. Damit gebe ich zugleich einen Überblick über den derzeitigen Stand der Diskursforschung.¹⁸

17 Derzeit gibt es »praxistheoretische« Überlegungen (vor allem Reckwitz 2003), in denen die Materialität von Praktiken betont wird und somit Körper und Artefakte als Partizipanden sozialer Situationen besonders zur Geltung kommen. Wie sich in der Diskussion (Reckwitz 2003: 298; Hörning/Reuter 2004) zeigt, bestehen hier Anschlussmöglichkeiten für diskurstheoretische und -analytische Zugänge. Ein solcher Anschluss würde eine entscheidende Lücke des Entwurfs des Praktikenbegriffs füllen, nämlich die, wie »praktisches Wissen«, von welchem weitestgehend unbestimmt die Rede ist (vgl. die Kritik von Meier 2004: 59), mit diskursiven Praktiken verknüpft ist, in sie eingeht, aus ihnen hervorgeht etc. Es ginge genau um jene Relationen verschiedener Praktiken.

18 Den Begriff »Diskursforschung« nutze ich hier im Sinne eines sich entwickelnden Forschungsprogramms, womit sowohl diskurstheoretische Diskussionen als auch Diskursanalysen sowie darauf bezogene methodologische und methodische Fragen einhergehen.

Diskurstheoretische Annahmen

Der Gegenstand sozialwissenschaftlicher Diskursanalysen ist »das Sprechen« als kommunikative und soziale Tätigkeit.¹⁹ Sprachliche Äußerungen werden auf die sozialen Praktiken ihrer Produktion hin interpretiert (vgl. Foucault 1981: 74). Mit Diskurs ist also kein Alltagssprachlich gebrauchter, sich allgemein auf Diskussion oder Debatte beziehender Begriff gemeint,²⁰ vielmehr sind die sprachliche Rede bzw. darüber hinaus auch nicht unmittelbar sprachliche Zeichen *im Gebrauch* und die darin eingeschlossene Machtförmigkeit von Interesse. Deshalb spreche ich von diskursiven *Praktiken*, deren Rekonstruktion, so schreibt Bublitz, »nicht der Aufdeckung eines geheimnisvollen Diskurses [dient], sondern [...] der genauen Beschreibung dessen, was gesagt und getan wird« (Bublitz 2003: 20f.).

In meiner Arbeit schließe ich (zunächst) an den Diskursbegriff von Foucault an, indem ich unter Diskursen Praktiken verstehe, die die Gegenstände, von denen sie sprechen, systematisch erzeugen (Foucault 1981: 74). Gegenstände erzeugen heißt, dass im Sprechen nicht nur Dinge bezeichnet werden und das Gesagte nicht einfach eine gegebene Welt von Sachverhalten abbildet, sondern ein bestimmtes Wissen produziert wird, welches wahr gesprochen wird. Die Welt als sinnhafte und intelligible und damit auch als ein Feld von Gegenständen und Themen wird im Sprechen erst hergestellt. Dies ist eine erste diskurstheoretische Annahme (Langer/Wrana 2009). Eine zweite ist, dass diskursive Praktiken im Kontext eines Verweisungszusammenhangs stattfinden, eines Netzes oder einer Formation anderer Äußerungen, die im Akt des Sprechens wiederholt, aufgegriffen, aktualisiert und modifiziert werden (Foucault 1981: 153). Jeder Akt des Sprechens wird deshalb als einer in

19 Systematische Rekonstruktionen des Diskursbegriffs mit verschiedenen Schwerpunkten finden sich bei Angermüller (2005a), Diaz-Bone (2002: 67-241), Bublitz (2003), Keller (2005a) und Wrana (2006: 93-162).

20 Das Wort Diskurs entstammt dem Lateinischen (*discurrere*: hin- und herlaufen) und hat in den romanischen Sprachen die Bedeutung von Gespräch, Rede, Diskussion, Vortrag, Monolog etc. angenommen, vgl. zur Geschichte des Begriffs: Keller (2005a: 97ff.), Wrana (2006: 113). Heute scheint der Begriff durch seinen vielfältigen eher unspezifischen Gebrauch im Alltag und der Wissenschaft »abgenutzt« (Schöttler 1997: 134) und unbestimmt, der damit verbundenen Polysemie entsprechen verschiedene Diskurstheorien. Michael Behnisch (2005: 109) stellt fest, dass der Begriff sowohl abstrakt genug sei, um an verschiedene Theorien anschlussfähig zu sein, als auch aufgrund dieser Unbestimmtheit allgemein kommunizierbar sei, so dass jeder ahne, was mit ihm gemeint sein könne. Andererseits gibt es eine spezifischere Bestimmung des Begriffs ausgehend von der französischen strukturalen Linguistik und im weiteren ihrer poststrukturalistischen Transformation, in deren Tradition auch die folgenden Bezüge auf Foucault stehen. Diesen Weg zeichnet Daniel Wrana (2006: 115-121) nach.

einer Kette von Akten, als Wiederaufgreifen und Transformieren bereits vergangener Äußerungsakte begriffen. Die Genese von Bedeutung und Sinn im Sprechen ist demnach weder aus der sequentiellen Abfolge von Sprechhandlungen im Text- oder Gesprächsverlauf abzuleiten, noch kann sie lediglich von der einzelnen Sprechhandlung und den sie bestimmenden Intentionen her gedacht werden. Mit einer dritten Annahme wird davon ausgegangen, dass das Gesprochene nicht nur ein Ausdruck des sprechenden Subjekts ist, sondern dass das sprechende Subjekt im Akt des Sprechens zu dem wird, das diese Äußerung legitimerweise vollzieht und zugleich die hörenden und lesenden Subjekte dazu anruft, den gesprochenen Sinn anzuerkennen und sich diesem Sinn gemäß zu verhalten (vgl. Althusser 1977).

In der »Archäologie des Wissens«²¹ bezeichnet Foucault Diskurse »als eine Menge von Aussagen, die einem gleichen Formationssystem angehören« (Foucault 1981: 156), weshalb bei einer Diskursanalyse die »diskursiven Formationen«, die Regelmäßigkeiten, Verkettungen und Abspaltungen interessieren, mit denen diese verstreuten Aussagen zu eben jenem Wissen und zu Wissensordnungen werden. Es wird danach gefragt, wie diese wahr gesprochen werden und warum gerade diese Äußerung gemacht wurde. Foucault interessiert »jenes Denken, dass eine Praxis reflektiert, die aus irgendwelchen Gründen fragwürdig wird« (Schmid 1996: 8). Er unterscheidet vier Untersuchungsrichtungen bzw. Formationen, die in seinen Studien jeweils verschieden stark relevant und auf unterschiedlichen Ebenen angesiedelt sind: die Formation der Gegenstände (also deren systematische Erzeugung), die Äußerungsmodalitäten (also von welcher spezifischen Subjektposition eine Äußerung wie getätigt wird), die Begriffe und ihre Beziehungen, die hervorgebracht werden und die Strategien eines Diskurses nach Außen (vgl. Foucault 1981).²² Die Formationen bezeichnet Foucault als »Bündel von Beziehungen«, genauer als Bündel von Herstellungsfunktionen von Beziehungen (Foucault 1981: 70, 126). Das heißt, Diskurse »existieren« nach Foucault nicht²³, sondern sie sind das, was Gegenstände als solche für uns produzieren, sie sind

21 Bei diesem Buch handelt es sich um eine methodologische Reflexion hinsichtlich der theoretischen Grundlagen der Arbeiten von Foucault. In der Rezeption Foucaults wird es meist als Abschluss der Phase der »Archäologie« betrachtet, dem die der »Genealogie« und der Analyse der Machtverhältnisse folgt (vgl. z. B. Koller/Lüders 2004). Für den hier zu entwickelnden diskurstheoretischen und -analytischen Zugang halte ich es für sinnvoll, beide sich ergänzenden und ineinander greifenden Perspektiven gemeinsam in die Überlegungen einzubeziehen.

22 Ein knappe erklärende Übersicht findet sich z. B. bei Koller/Lüders (2004: 59ff.) oder Keller (2005a: 132).

23 Sie sind also auch nicht einfach rekonstruierbar, sondern indem ich diskursive Praktiken sowie Beziehungen analysiere, konstruiere ich Diskurse.

die Bedingung der Möglichkeit der Existenz von Objekten. Diese Möglichkeitsbedingung liegt nicht »in der Sprache«, sondern in den Praktiken des Sprechens: in diskursiven Praktiken. Nun ist damit nicht einfach »alles Diskurs« oder gar »alles Text«, die diskursiven Beziehungen setzen bei Foucault vielmehr das Sprachliche mit dem Nichtsprachlichen, die Institutionen und Subjekte mit dem Gesprochenen in Beziehung.

Diskursanalysen gehen somit über reine Sprach- bzw. Textanalysen hinaus, weil mit den diskursiven Praktiken zugleich ein spezifisches, gesellschaftlich hegemoniales Wissen untersucht wird (vgl. Angermüller 2001: 8). Die diskursive Aktivität lässt sich nicht auf Texte reduzieren. Ebenso wenig wie ein Text lediglich einem bestimmten Diskurs zugehörig ist, lässt sich ein Diskurs anhand eines Textes erfassen. Wir haben es mit verstreuten Äußerungen zu tun. Das können auch Bilder sein bzw. alles, was in der Lage ist, zu einem Zeichen zu werden. Gerade die Beziehungen von Text und Bild zueinander sind interessant, da Bilder aufgrund ihrer Indexikalität auf einen Blick komprimiert viele Symbole enthalten und die Betrachtenden auf eine beschleunigte Weise ansprechen.²⁴ Die Annahme ist, dass diese ein Netz von Verweisen bilden. Die Texte implizieren Spuren aus anderen Texten und verweisen zugleich auf zukünftige Texte: »[...] any text is the absorption and transformation of another. The notion of intertextuality replaces that of intersubjectivity [...]« (Kristeva 1986: 37).

Texte oder auch Bilder sind nicht simple Informationsträger, sondern eine Praxis der Diskursproduktion, in der es um soziale Integration und Konsensfindung, Inklusion und Exklusion, Mobilisierung und kollektives Handeln geht (vgl. Hark 2005: 36). Alex Demirovic begreift Texte als Aktivität, »die interveniert und eine Konstellation und einen Kontext zu erzeugen sucht« (Demirovic 1999: 37). Ihre Bedeutung gewinnen sie nicht aus sich heraus, sondern als diskursive Ereignisse. Das heißt, sie beziehen sich auf und werden Teil verschiedener Diskurse, sie verweisen aufeinander und sind in spezifische Praktiken des Debattierens eingewoben.

Mit Foucaults machtanalytischen Arbeiten stehen somit nicht nur sprachliche Aspekte im Zentrum, sondern spezifische Macht/Wissen-Komplexe als strategische »Kämpfe« oder »Spiele« der Wahrheit. Denn *in*, *mit*, *um* und *gegen* Diskurse wird gekämpft. Die diskursive Praxis ist immer mit anderen Praktiken (z. B. Selbst-, Macht-, Steuerungspraktiken) und Machtverhältnissen

24 In meiner Arbeit komme ich zum Teil auch auf Bilder zurück, allerdings nicht in dem Maße, wie es eigentlich möglich und sinnvoll wäre. Hierfür wäre es allerdings nötig, das gesamte Korpus hinsichtlich seiner Bilder zu betrachten und noch ein spezifisches Vorgehen für die Bildinterpretation im Rahmen der Diskursanalyse zu entwickeln, um deren spezifische Materialität zu berücksichtigen. Erste Ansätze dafür finden sich bei Maasen/Mayerhausen/Renggli (2006).

verwoben. Sie ist als eine strategische und taktische Praxis zu verstehen, deren Kern das In-Beziehung-Setzen eines Feldes von Gegenständen, einer semantisch-semiotischen Organisation, einer Reihe von Subjektpositionen und Subjektivitäten sowie einer verbalen oder schriftlichen Materialität ist (Foucault 1981: 128ff.).²⁵

Zum Stand der Diskursforschung

Diese zunächst für die Untersuchung von Diskursen geeigneten Anleihen an Foucault werden in den interdisziplinär geführten diskurstheoretischen Diskussionen fortgeführt. Die sozialwissenschaftliche Diskursforschung, die in den letzten Jahren als ein neuer Ansatz in der qualitativen Forschung entstanden ist, verbindet den poststrukturalistischen Diskursbegriff, wie er unter anderem von Foucault geprägt worden ist, mit verschiedenen Theorien und Methodologien des interpretativen Paradigmas.²⁶ Zu unterscheiden sind Diskurstheorie(n)²⁷ (wie ich sie eben vorgestellt habe) und Diskursanalyse, d. h. die Methodologie und eine heterogene Vielfalt von Methoden, mit denen das Sprechen als soziale und kommunikative Tätigkeit untersucht wird. Die methodischen und methodologischen Diskussionen zur Diskursforschung (vgl. An-

25 Wrana hat diese vier Ebenen in seiner diskursanalytisch angelegten Untersuchung reflexiver Praktiken in sog. Lernjournalen, welche in Kursen der Erwachsenenbildung geführt wurden, im Anschluss an Foucault ausführlich dargelegt und methodologisch erweitert (Wrana 2006: 130-137).

26 Die Methodologie der »analyse du discours« entwickelte sich zunächst in den 1960er und 1970er Jahren unter dem Einfluss des Strukturalismus (vgl. Dosse 1999). Im deutschsprachigen Raum war die Diskursanalyse in den 1980er und 1990er Jahren vor allem eine Domäne der Text- und Sprachwissenschaften (Überblick in Bluhm/Deissler/Scharloth/Stukenbrock 2000), die genannte Verbindung mit der qualitativen Sozialforschung ist eine jüngere Entwicklung. Die neueren Debatten sind in einer Reihe von Sammelwerken und Handbüchern zu finden (Bublitz/Bührmann/Hanke/Seier 1999; Angermüller/Nonhoff/Bunzmann 2001; Keller/Hirsland/Schneider/Viehöver 2001, 2003, 2005). Auch in der Online-Zeitschrift »Forum Qualitative Sozialforschung« finden sich vermehrt Diskussionen über diskursanalytische Verfahren (insbesondere 2/2007).

27 Abgegrenzt wird die momentan sich etablierende Diskursanalyse im Anschluss an Michel Foucault vor allem von anderen sprachanalytischen Verfahren, welche sich mit realen Kommunikationsprozessen in unterschiedlichen Kontexten beschäftigen, wie z. B. die ethnomethodologisch und/oder sprachwissenschaftlich begründete Konversationsanalyse. Diese Ansätze werden unter dem Sammelbegriff »discourse analysis« gefasst, dem, so Keller, in der englischsprachigen Diskursliteratur am weitesten verbreiteten Diskursbegriff (Keller 2004: 20). Eine weitere Abgrenzung erfolgt gegenüber der »Theorie des kommunikativen Handelns« – der Diskursethik – von Jürgen Habermas (vgl. Amos 2004). Zudem nennen Keller et al. (2001) noch die kulturalistische Diskursforschung, zu denen sie auch einige Arbeiten Bourdieus zählen (vgl. auch Keller 2004: 34f.).

germüller 2005a, Bublitz et al. 1999; Keller et al. 2001, 2003; Jäger 2004; Keller 2004) zeigen deutlich, dass nicht von *der* Diskursanalyse gesprochen werden kann. Es gibt sehr verschiedene Ansätze, die von unterschiedlichen Diskursbegriffen und -theorien ausgehen, in verschiedene disziplinäre Kontexte eingebettet sind und jeweils spezifische Gegenstände und Fragestellungen bearbeiten.²⁸ Sie schließen an spezielle Forschungstraditionen und ein bestimmtes Methodenrepertoire an: an Verfahren qualitativer Forschung wie die Grounded Theory (z. B. Diaz-Bone 2002), die Inhaltsanalyse (Waldschmidt 2003; Kessl 2005; Walgenbach 2006), die Interaktionsforschung (Nolda 1996) oder sprachwissenschaftlich orientierte Textanalysen der französischen »analyse du discours« (z. B. Höhne/Kunz/Radtke 2005; Langer/Wrana 2005; Wrana 2006, Angermüller 2007). Anders als bei anderen Forschungsprogrammen lässt sich bei der Diskursforschung nicht auf ein mehr oder weniger standardisiertes methodisches Vorgehen zurückgreifen, sondern es erfordert einige Auseinandersetzung (mehr) mit der Methodologie und den Begriffen in Bezug auf den Forschungsgegenstand.

Auch innerhalb des Feldes der »Foucaultschen Diskursanalysen« werden Systematisierungsversuche unternommen. Johannes Angermüller (2005a) unterscheidet die verschiedenen Ansätze auf einer Linie von rekonstruktivistisch (wissenssoziologisch, verstehend-handlungstheoretisch orientiert) und dekonstruktivistisch (am Poststrukturalismus anknüpfend und zeichen- bzw. differenztheoretisch arbeitend). Ebenso wie hermeneutische und (post-)strukturalistische Ansätze in Verbindung gebracht und ihre möglichen Anschlüsse und Resonanzbildungen »in Angriff genommen werden« (z. B. Keller 2005b, Renn 2005), werden die diesbezüglichen Differenzen und Unvereinbarkeiten (aus jeweils unterschiedlicher Perspektive) stark gemacht (z. B. Diaz-Bone 2003: 14; Angermüller 2005a). Daniel Wrana resümiert deshalb: »Betrachtet man diese Ansätze zusammen, steht der Begriff Diskurs nicht für einen konsensual bestimmten Gegenstand oder eine kollektive Methodologie, sondern für eine Problematik. Der Diskurs ist ebenso wie der Name Foucaults eine Art ›Treffpunkt‹, wie Dominique Maingueneau auf einer Tagung bemerkte.« (Wrana 2006: 111)

Während im deutschsprachigen Raum interdisziplinär mehr und mehr diskursanalytisch gearbeitet wird, entstehen auch in den Erziehungswissenschaft-

28 Langer und Wrana (2007) zeigen das in einem Vergleich vier verschiedener Diskursanalysen insbesondere bezogen auf die Erziehungswissenschaft. Deutlich wird dies außerdem in den interdisziplinären Sammelbänden bzw. Handbüchern (Angermüller et al. 2001; Keller et al. 2001, 2003; Jung 1997) wie auch in den Tagungsberichten zur Diskursforschung (Klemm/Glasze 2004; Viehöver 2004, Fegter/Langer 2008).

ten Untersuchungen mit einer so ausgerichteten Forschungsperspektive.²⁹ Der Diskursbegriff ist in den Erziehungswissenschaften aber keineswegs neu. Er wird bereits seit den späten 1970er Jahren rezipiert und gebraucht, allerdings nicht für empirische Diskursanalysen, sondern als philosophische, metaphysikkritische Diskurstheorie. Bildungstheoretisches Denken wurde mit der post-strukturalistischen Dezentrierung des Subjekts einer radikalen Kritik unterzogen und zugleich auf ein neues Reflexionsniveau gebracht, indem gesellschaftliche Macht- und Herrschaftsverhältnisse in den Blick genommen wurden (vgl. Koller/Lüders 2004: 57). Gegenwärtig wird diese Form bildungstheoretischer Reflexion und Kritik im Anschluss an Foucaults Konzept der Gouvernementalität wieder aufgegriffen (z. B. Maurer/Weber 2006).

Die hier angedeutete Heterogenität des Feldes wie auch die noch in der Entwicklung begriffene Etablierung der Diskursforschung ist nicht nur eine Herausforderung für eine diskursanalytisch angelegte Arbeit, sondern enthält auch ein besonderes Potenzial wissenschaftlichen Weiterdenkens, indem die Möglichkeit wechselseitiger Kontaktaufnahmen verschiedener theoretischer Konzepte besteht und damit eine methodologisch kontrollierte Öffnung, wie sich z. B. in der Auseinandersetzung und in den Versuchen der Annäherung von diskurstheoretischen und wissenssoziologischen Ansätzen (z. B. Keller et al. 2005) sowie der Verknüpfung von qualitativen und quantitativen Forschungsverfahren in verschiedenen Studien zeigt. Das jeweils konkrete Vorgehen innerhalb einer Untersuchung kann letztlich immer nur in Bezug auf den Gegenstand, die Fragestellung sowie die theoretischen und methodologischen Herangehensweisen entschieden werden.

Subjekt, Macht und Diskurse – zur Performativität diskursiver Praktiken

Als grundlegende Annahmen habe ich genannt, dass die Diskurstheorie unterstellt, jeder Äußerungsakt entfalte eine doppelte Performanz: bezüglich der Gegenstände, Sachverhalte und Themen einerseits und bezüglich der sprechenden und hörenden Subjekte andererseits. Diese Performanz kann ein Äußerungsakt aber nicht als einzelner und singulärer Akt herstellen, sie ist nur in einer diskursiven Praxis als Netz von Akten denkbar (vgl. Wrana 2006: 122).

29 z. B. Höhne 2003a, Höhne/Kunz/Radtke 2005; Kessl 2005; Kossack 2006; Langer/Wrana 2005; Langer/Ott/Wrana 2006; Reh 2003; Truschkat 2008; Wrana 2002, 2006

Doch was heißt es, von Performanz bzw. Performativität³⁰ diskursiver Praktiken zu sprechen? Der in der Diskursanalyse verwendete Performanzbegriff schließt an den Begründer der Sprechakttheorie John L. Austin an, der untersucht hat, inwiefern bestimmte Sprechakte Welt nicht einfach repräsentieren, sondern herstellen. Sätze wie »Die Sitzung ist eröffnet« oder »Ich taufe Dich auf den Namen [...]« sind Beispiele für solche performativen Sprechakte (Austin 1972: 27). Die poststrukturalistischen Theorien nehmen diese Argumentationen auf, weisen aber nicht nur bestimmten, sondern allen Sprechakten, auch scheinbar nur beschreibenden, einen herstellenden Charakter zu (vgl. Butler 1998; Derrida 2001). Sprache verliert damit ihren repräsentativen Status, wonach sie etwas bezeichnet, was ihr vorgängig ist. Um dies nachzuvollziehen, knüpfe ich an meine Ausführungen im Abschnitt »*Diskursive Körper?*« an und komme noch einmal auf Butlers Theorie des Performativen zurück.

Die Wirkung der Performativität beruht auf der zitatformigen Wiederholung bereits kodierter Bedeutungen. Jacques Derrida betont die Iterabilität von Sprechakten: die Eigenschaft, eine Wiederholung zu sein und wiederholt werden zu können (Derrida 2001: 38). Diese Wiederholungen sind für die Fortschreibung von Macht unumgänglich, indem sie Konventionen zitieren. Sie sind allerdings nicht mit dem wiederholten Akt identisch, sondern durch den Bruch mit dem (semiotischen) Kontext jeweils anders und können als Effekt Neues produzieren. »Iter, nochmals, kommt von itara, anders in Sanskrit, und alles Folgende kann als Ausbeutung dieser Logik gelesen werden, die die Wiederholung mit der Andersheit verknüpft.« (Derrida 2001: 24) Das heißt, dass Sprechen nicht vollständig intentional in seinen Sinneffekten zu beherrschen ist, sondern die »spontane Individualität« innerhalb einer sozialen Praxis Effekt dieser Wiederholung ist (vgl. auch Wirth 2001: 18). Aufgrund der Iterabilität – des verändernden Wiederholens – kann innerhalb von Spielräumen mit dem »Zitierten« gebrochen und es können Verschiebungen vorgenommen werden. Butler (1998) spricht deshalb von »Erbschaften des Gebrauchs«, welche zu Sedimenten von Bedeutungen werden und weitet mit Be-

30 Um die Begriffe Performanz (als Darstellung) bzw. Performativität des Sprechaktes (als Modus der Konstitution) (vgl. Müller 2000: 94) – beide werden zum Teil synonym gebraucht – ist ein weites Bedeutungsfeld entstanden, zumal sie von verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen gebraucht werden. So schreibt Uwe Wirth: »*Performanz* kann sich ebenso auf das *ernsthafte Ausführen* von Sprechakten, das *inszenierende Aufführen* von theatralen oder rituellen Handlungen, das *materielle Verkörpern* von Botschaften im ›Akt des Schreibens‹ oder auf die *Konstitution von Imaginationen* im ›Akt des Lesens‹ beziehen.« (Wirth 2002: 9, Herv. i. O.) Vgl. auch anschaulich genau jene Vielfalt von Begriffsnutzung im Sammelband von Wulf, Göhlich und Zirfas zu den »Grundlagen des Performativen« (2001).

zug auf Derrida den performativen Charakter auf sämtliche Sprechakte aus. Der Äußerungsakt ist immer schon Teil einer Kette von Äußerungsakten, die er wiederholt und transformiert (Wrana 2006: 125). Auch wenn immer an etwas Vorausgehendes angeschlossen wird, da es sich nie um das gleiche »Ergebnis« handelt, nicht um ein identisches Duplikat, entsteht zugleich ein kreativer Moment sowie ein Überschuss an Bedeutung. »Damit ein Performativ funktionieren kann, muss es aus einem Satz sprachlicher Konventionen schöpfen, und diese Konventionen, die traditionell funktioniert haben, rezitieren, um eine gewisse Art von Effekten hervorzurufen. Die Kraft oder Effektivität eines Performativs hängt von der Möglichkeit ab, sich auf die Geschichtlichkeit dieser Konventionen in einer gegenwärtigen Handlung zu beziehen und sie neu zu kodieren.« (Butler 1993: 124) Damit verschleiert es aber auch die Historizität seiner Bezüge und es entstehen Naturalisierungseffekte.

Butler übernimmt von Derrida die Begriffe der Zithaftigkeit und Iterabilität für ihre Konzeption des Performativen und entwickelt sie im Hinblick auf eine Theorie des Handlungsvermögens weiter. Performativität ist im Anschluss an die Ausführungen zu einem diskursiven Begriff von Körper auch auf Körperpraktiken zu beziehen.³¹ »Körpervorstellungen sind performativ in dem Sinne, dass sie die Individuen auffordern sich diesen entsprechend zu verstehen und zu erleben.« (Müller 2000: 100) In Butlers Konzept sind neben der Sprache oder besser dem Sprechen, der Körper und das Subjekt zentral. Performativität, die eben im Sprechen bzw. darüber hinausgehend im Praktizieren, herstellt, was vermeintlich vorher schon zu sein scheint (und im Anknüpfen an Vorheriges auch ist), ermöglicht Prozesse der Materialisierung. Diskursive Praktiken bilden eine eigenständige Materialität. »In ihnen verschränken sich Diskursives und Physisches, Semantisches und Sozio-Technisches ineinander.« (Bublitz 2003: 7) Performative Akte haben subjektivierende Effekte, das Subjekt und seine performativen Akte sind nicht voneinander zu trennen. Die so geformte Materie ist allerdings fragil, weshalb die Notwen-

31 Michael Göhlich (2001) überträgt den Begriff der Performativität auf nonverbale Praktiken als praktisches Vollziehen. Diese Erweiterung findet allerdings meines Erachtens – wie oben geschildert – bei Butler bereits statt, indem sie die sprachphilosophischen Konzepte mit »aktivistisch gefassten Ansätzen körperlicher Performanz« (Tervooren 2006: 20) verknüpft. Die These ist, dass diskursive Praktiken als performative körperliche Gestalt annehmen (vgl. Kap. »Diskursive Körper?«). Für empirische Forschungen mögen Göhlichs Überlegungen dennoch sinnvoll sein, da Butlers Theorie in empirischen Forschungen, die Interaktionen in den Blick nehmen, nicht einfach zu übertragen ist (vgl. auch Tervooren 2006: 20). Allerdings stellt Göhlich Sprechen als Sprache und Handeln als praktischen Vollzug gegenüber, eine Trennung die gerade in Butlers Konzept überwunden wird.

digkeit der Wiederholung gegeben ist, wie Butler für die Herstellung von Geschlechtsidentität formuliert:

»Gleicht das ›Annehmen‹ eines Geschlechts einem Sprechakt? Oder ist es oder gleicht es einer zitafförmigen Strategie oder resignifizierenden Praxis? Im dem Maße wie das ›Ich‹ von seiner sexuierten Position abgesichert wird, können dieses ›Ich‹ und dessen ›Position‹ lediglich sichergestellt werden, indem sie *wiederholt* angenommen werden, wodurch die ›Annahme‹ kein einzelner Akt oder einzelnes Ereignis ist, sondern vielmehr eine wiederholbare Praxis. Wenn eine sexuierte Position ›anzunehmen‹ heißt, auf eine gesetzgebende Norm zurückzugreifen [...], dann ist die ›Annahme‹ eine Angelegenheit des *Wiederholens* einer Norm, des Zitierens oder mimetischen Nachahmens der Norm« (Butler 1995: 149, Herv. i. O.).

Entscheidend ist, dass es sich nicht um einmalige Ereignisse handelt, sondern die »Aufführung« kontextuell immer wieder vollzogen wird, sich materialisiert. Zugleich wird sie in der Wiederholung verändert.

Foucault und seinen poststrukturalistischen RezipientInnen wurde und wird aufgrund der Skepsis gegenüber der Idee, dass das menschliche Subjekt Urheber und Schöpfer aller Dinge sei, oft vorgeworfen, das Subjekt gänzlich verabschieden zu wollen. Mit dem vorgestellten Konzept diskursiver Praktiken wird nun kein völlig von sozialen Strukturen determiniertes und unterworfenes Individuum angenommen, sondern deren Verhältnis betrachtet: die historischen Bedingungen³² und die in den Praktiken generierten Bedeutungen und Behandlungsweisen, also Prozesse der Subjektivierung. Das Konzept der Performativität verdeutlicht gerade, dass es keine vollständige Unterwerfung des Subjektes unter Diskurse gibt, vielmehr wird versucht, deren Verwobenheit theoretisch zu fassen.

Hierfür ist es des Weiteren nützlich, auf Louis Althussters Begriff der Anrufung (Althusser 1977) zurückzukommen. Louis Althusser interpretiert den Ruf des Polizisten »He, Sie da!« und die Reaktion, sich daraufhin umzudrehen, als Zusprechen eines Subjektstatus. Mit dieser Reaktion erkennt der Adressat an, dass dieser Ruf ihm gilt. Die Anrufung zitiert eine Konvention, eine gesellschaftliche Ordnung, die sich auch gegen den Willen des angerufenen Subjekts einschreibt. Während Foucault vor allem Subjektivierungspraktiken von Adressanten betrachtet hat, werden damit Mechanismen der Subjektkonstitution auf Seite der Adressanten einbezogen (vgl. Wrana 2006: 136). Es ist die herstellende Beziehung zwischen der Anrufung und der Anerkennung dieses Aktes, die das Subjekt konstituiert (Althusser 1977: 146). Im Sin-

32 Butler bezieht diese kaum in ihre Konzepte ein, weshalb KritikerInnen berechtigt fragen, inwiefern sie an dieser Stelle nicht hinter Foucaults Analysen zurückfallen (vgl. z. B. Landweer 1993; Becker-Schmidt/Knapf 2000).

ne Althusser's begreift auch Butler, die den Begriff der Anrufung auf die Sprechakttheorie bezogen hat, nicht als einseitigen Akt, sondern Anrufung ist auf die Annahme durch das Subjekt angewiesen. Aber auch diese Anerkennung ist nicht als einmaliges Ereignis zu begreifen, sondern die Subjektivierung funktioniert aufgrund von Wiederholungen. Dabei sind andere Effekte möglich, als die von den Anrufenden intendierten. Dies kommt auch dadurch zustande, dass die meisten (Unterwerfungs-)Situationen von komplexen Machtlinien durchzogen und deshalb überdeterminiert sind. Darauf machen besonders Ernesto Laclau und Chantal Mouffe in ihrer diskurstheoretischen Konzeption aufmerksam. Ebenfalls im Anschluss an Althusser, der sich wiederum auf Freuds Traumdeutung bezieht, verweisen sie darauf, dass »der symbolische, das heißt der überdeterminierte Charakter der gesellschaftlichen Verhältnisse impliziert [...], daß sie keine letzte Buchstäblichkeit besitzen, die sie auf zwangsläufige Momente eines immanenten Gesetzes reduzieren würde« (Laclau/Mouffe 1985: 145). Subjekte sind in jeder Situation vielen verschiedenen überlagernden, zum Teil widerstreitenden Diskursen und Konventionen ausgesetzt, denen entsprechend zu handeln, unmöglich ist. Subjektivierung ist also niemals nur auf eine einzelne Subjektivierungsstrategie zurückzuführen. Es werden aufgrund der Überdeterminierung Lücken produziert, ebenso wie – darauf verweist Michel de Certeau mit seiner Untersuchung der »Gebrauchsweisen« (1988)³³ – eine Determination zu etwas anderem genutzt oder gar gegen sich selbst gewandt werden kann. Bezogen auf das Feld der Schule heißt das, dass SchülerInnen nicht nur dort als solche subjektiviert werden und andere Sozialisationsinstanzen dies einfach verdoppeln oder vereindeutigen, sondern gerade (etwas holzschnittartig) Jugend- und Schulkultur sich überlappen, widerstreiten, sich durchmischen.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass diskursive Praktiken gerade aufgrund der Verschiebung produktiv sind. Sie bringen etwas Neues hervor, jedoch nicht unabhängig vom Bestehenden, sondern innerhalb eines Rahmens des Denkbaren und Möglichen. Zugleich ist das Subjekt in jeder Situation mit einer Fülle von Diskursen, Regeln, Normen usw. konfrontiert, die durchaus widersprüchlich zueinander sein können, die nicht unabhängig von der jeweils eigenen sozialen Position, Geschichte, Erfahrung und dem historischen Moment zu verstehen sind.

33 Michel de Certeau interessiert die Art und Weise des Gebrauchs von Produkten, was Individuen damit anstellen. Ihm geht es um eine »andere Produktion, die als »Konsum« bezeichnet wird: diese ist listenreich und verstreut, aber sie breitet sich überall aus, lautlos und fast unsichtbar, denn sie äußert sich nicht durch eigene Produkte, sondern in der Umgangsweise mit Produkten, die von einer herrschenden ökonomischen Ordnung aufgezwungen werden« (Certeau 1988:13).

Ich möchte die Modelle der Anrufung und den performativen Charakter noch einmal präzisieren und zwar für die Situation, die vor allem bei der Analyse der Zeitschriften relevant ist. Bezieht man die Anrufung auf ein »Interaktionsbündnis«³⁴, das Lesende beim Lesen als Tätigkeit mit einem Text eingehen, so garantiert die materielle und textuelle Form noch nicht »den« Sinn. Unterschiedliche Interessen, Erwartungen, Lektürepraktiken, Lesekompetenzen, kulturelle Codierungen etc. verändern diesen (vgl. Sarasin 2001: 65). Je nach Form dieses Bündnisses entsteht so eine Leseweise und es gibt ebenso viele mögliche Leseweisen wie Interaktionsbündnisse. Doch sind Texte bezogen auf die möglichen Bündnisse und Leseweisen in der Regel nicht indifferent, sondern legen bestimmte Weisen nahe, fordern sie heraus. In diesem Sinne haben Texte Anrufungscharakter – eine Dimension ihrer Verflochtenheit in Machtverhältnisse.

Im Rahmen einer Theorie des Textverstehens hat Umberto Eco die Figur des Modell-Lesers (Eco 1990: 61-82) ausgearbeitet. Im Text enthaltene Leerstellen und Zwischenräume – das »Nicht-Gesagte« – müssen vom potenziellen Leser durch »kooperative Bewegungen« (ebd.: 62) angefüllt werden. Eco schlägt Analysepraktiken von Texten und Bildern vor, die in der Lage sind, diejenigen »kooperativen Bewegungen« herauszuarbeiten, die die Leerstellen des Textes in maximaler Weise »anfüllen«. Allerdings ist Ecos Theorem des Modell-Lesers nicht hinreichend, denn die kooperative Bewegung, die den Lesenden eines Textes nahe gelegt wird, ist mehr als ein bloß nachvollziehender Akt des Verstehens. Zahlreiche Textgenres fordern die AdressatInnen des Textes, also eine bestimmte Gruppe von LeserInnen, zu einer bestimmten Haltung und einer bestimmten Tätigkeit heraus. Ihre Funktion ist nicht nur, Wissen zu vermitteln, sondern zu einem Entschluss oder einem Tun zu motivieren (in der Analyse besonders deutlich in Kap. »Anrufungen durch ExpertInnen«). Sie sind also performativ, indem sie eine Bereitschaft in den Lesenden auslösen bzw. einen Effekt, der die Lesenden dazu bringt, eine bestimmte Subjektposition (Foucault 1981: 78ff) einzunehmen. Diese Performanz entfaltet ein Text aber nicht aus sich heraus, sondern indem er in ein Ensemble von anderen Texten und von Machtverhältnissen eingebunden ist. Es sind die gesellschaftlich anerkannten Diskurse, die eine bestimmte Leseweise positiv sanktionieren und eine bestimmte Subjektposition des Verstehens und des Einverständnisses herausfordern. Das heißt aber nicht, dass tatsächliche LeserInnen unausweichlich gezwungen wären, dieser Rhetorik zu folgen und der Text seine Performanz tatsächlich hat. Man kann mit einem Text immer auch ein anderes Interaktionsbündnis eingehen, allerdings nur, indem man die von

34 Den Begriff des Interaktions- bzw. Arbeitsbündnisses hat Christine Resch (1998) im Rahmen einer kritischen Methodologie ausgearbeitet.

ihm nahe gelegten und geforderten Interaktionsbündnisse negiert (vgl. Langer/Ott/Wrana 2006: 289).³⁵

Der Begriff der Problematisierung

Ein Begriff, den ich in der Analyse immer wieder verwende, ist der der Problematisierung. Mit diesem Begriff fragt Foucault, was es heißt, dass bestimmte Dinge zum Problem werden, wieso beispielsweise bestimmte Verhaltensformen zu einem bestimmten historischen Zeitpunkt als »Wahnsinn« klassifiziert, während andere vernachlässigt wurden (Foucault 1996a: 178). Er geht davon aus, dass es zwischen einer problematisierten Sache und dem Prozess der Problematisierung eine Beziehung gibt (ebd.: 179).

»Problematisierung bedeutet nicht die Repräsentation eines präexistenten Objekts und auch nicht die diskursive Erschaffung eines nichtexistierenden Objekts. Es ist das Ensemble diskursiver und nicht-diskursiver Praktiken, das etwas ins Spiel des Wahren und Falschen eintreten läßt und es als Gegenstand für das Denken konstituiert (sei es in Form moralischer Reflexion, wissenschaftlicher Erkenntnis, politischer Analyse etc.).« (Foucault 1985: 15)

Damit negiert er nicht die Realität von Erscheinungen, sondern untersucht, wie sie Ziel sozialer Regulierung werden, welcher Zusammenhang zwischen Denken und Realität im Prozess der Problematisierung besteht. Denn die jeweilige Problematisierung ist eine von bestimmten Individuen von sozialen Positionen aus gegebene Antwort auf Situationen. »Wenn man über einen Diskurs berichtet, muß man [also] nicht nach der Wirklichkeit fragen, die diesen Diskurs wiedergibt, sondern nach der Wirklichkeit des Problems, weshalb man glaubt, darüber reden zu müssen.« (Foucault 1984: 97) Ergänzen ließe sich für meine Arbeit – soweit möglich –, Spuren dafür zu finden, weshalb nicht darüber geredet wird und in welchem Rahmen geredet und nicht geredet wird.

35 Höhne, Kunz und Radtke (2005) arbeiten in ihrer Studie zum »Migrantendiskurs« in Schulbüchern mit Ecos Konzept des Modell-Lesers. Sie konstruieren einen »Modell-Schüler« (ebd.: 56f.) und anhand der von Schulen verwendeten Lehrbücher dessen mögliche Lesebiographie. Der Modell-Schüler soll und kann bestimmte Dinge lesen und lernen. Dabei fungiert die Lehrerin als »Ko-Leserin«, welche Interpretationshinweise gibt, indem sie Leerstellen im Text auf bestimmte Weise füllt und damit ebenfalls »Lesarten« vorgibt. Ergänzend herausgegebene Lehrerhandbücher sollen ihrerseits sicherstellen, dass auch sie in der gewünschten Weise liest und diese Lesweise weiter gibt. Erfasst werden mit dem so konstruierten Zugang der textliche Bedeutungskorridor der potenziellen LeserInnen und die Regulierung, die deren Interpretationsfreiheit vorstrukturiert (vgl. auch Langer/Wrana 2009).

In der folgenden Analyse finden sich nun ein weit und ein eng gefasster Begriff von Problematisierung. Um einen weiten Begriff handelt es sich, wenn beispielsweise in den Fachzeitschriften der Körper problematisiert wird, indem problematisiert wird, dass er eben nicht problematisiert werde (insbesondere Mitte der 1990er Jahre). In Abgrenzung zum engen Problematisierungsbegriff spreche ich hier von »Thematisierung«. Ein enger Begriff liegt zugrunde, wenn der Körper als (pädagogisches) Problem konstruiert wird, welches es dann zu bearbeiten gilt. Daraus folgen pädagogische Interventionen oder zumindest Aufforderungen dazu. Deutlich wird durch die Anlage der Untersuchung als »diskursanalytische Ethnographie« aber noch eine weitere Dimension: nämlich, wenn etwas nicht thematisiert wird. Wenn also beispielsweise Körperpraktiken von SchülerInnen oder LehrerInnen beobachtet werden, die in den Zeitschriften überhaupt keine Rolle spielen oder nur einen geringen Stellenwert einnehmen. Damit lässt sich auch ein Verhältnis zwischen Tabuisierung und Problematisierung beschreiben.

Grenzen der Diskurse

Damit stellt sich diskurstheoretisch die Frage, was dieses Ungesagte sei. Ist es, indem es außerhalb des Gesagten ist, nicht-diskursiv? Die Unterscheidung von diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken bleibt sowohl bei Foucault als auch in seiner Rezeption schwer greifbar (vgl. Wrana/Langer 2007). Es zeigen sich zwei Probleme. Zum einen stellt sich die Frage, außerhalb welcher diskursiven Formationen das Ungesagte steht, soll nicht »der« Diskurs zu etwas Ominösem, gewissermaßen Omnipotentem werden und als eine Einheit gedacht werden, die zu (re-)konstruieren unmöglich ist. Ist das Nicht-Diskursive das Außen von Diskursen oder sind es nicht vielmehr andere diskursive Praktiken, die die Grenze einer spezifischen Praktik bilden (vgl. Waldenfels 1991: 289ff.; Schneider/Hirsland 2005: 271)? Den Diskurs als Praxis zu analysieren, »der sich an ein bestimmtes Feld von Gegenständen wendet, der sich in den Händen einer gewissen Zahl von statuarisch bezeichneten Individuen befindet, der schließlich bestimmte Funktionen in der Gesellschaft zu erfüllen hat, sich über Praktiken artikuliert, die ihm äußerlich und selbst nicht-diskursiver Natur sind« (Foucault 1981: 234), bedeutet, die nicht-diskursiven Praktiken gerade nicht als dem Diskurs äußerlich zu verstehen. So konzipieren Hubert L. Dreyfus und Paul Rabinow in ihrer Foucault-Lektüre das Nicht-Diskursive weniger als »das *Element* oder de[n] Horizont [...], innerhalb dessen die Diskurspraktiken stattfinden, als vielmehr [als] *Elemente*, die die Diskurspraktiken aufnehmen und transformieren« (Dreyfus/Rabinow 1987: 103, Herv. i. O.).

Ein zweites Problem ist mit einer weiteren Unterscheidung verbunden, die häufig mit der obigen gleichgesetzt wird: die Gegenüberstellung von sprachlichen Diskursen und nicht-sprachlichen Handlungsweisen. Die diskurstheoretische Unterscheidung von diskursiv und nicht-diskursiv überlagert sich mit der von Sprache und Handeln und bildet Interferenzen aus. Beispielsweise unterteilen Schneider und Hirsland »sprachliche (diskursive) oder nicht-sprachliche (nicht-diskursive) Handlungsmuster« (Schneider/Hirsland 2005: 253; vgl. auch Lorey 1999: 94; Keller: 2005: 230). Durch die Debatten zieht sich eine Konnotations-kette, bei der auf der einen Seite Sprache, Diskurs, Symbolik und Geist stehen und als Gegenpol auf der anderen Handeln, Praktiken, Materialität und Körper. Hält man sich strikt an diese Unterscheidung, dann müsste man Diskursanalyse als Textanalyse begreifen. Die meisten DiskurstheoretikerInnen bzw. -analytikerInnen sind sich jedoch einig, dass dies nicht hinreichend ist. Da diskursanalytische Fragestellungen oft auf die Analyse von Machtverhältnissen hin ausgerichtet sind, gelte es »mehr« in den Blick zu nehmen (Lorey 1999: 94).

In der »Archäologie des Wissens« schreibt Foucault, was er unter diskursiven Beziehungen zwischen Institutionen, ökonomischen und gesellschaftlichen Prozessen, Normsystemen, Klassifizierungsweisen und Techniken etc. versteht:

»Sie befinden sich irgendwie an der Grenze des Diskurses: sie bieten ihm die Gegenstände, über die er reden kann, oder vielmehr (denn dieses Bild des Angebots setzt voraus, daß die Gegenstände auf der einen Seite gebildet werden und der Diskurs auf der anderen) sie bestimmen das Bündel von Beziehungen, die der Diskurs bewirken muß, um von diesen und jenen Gegenständen reden, sie behandeln, sie benennen, sie analysieren, sie klassifizieren, sie erklären zu können.« (Foucault 1981: 70)

Damit werden, wie auch schon im vorherigen Kapitel zur Problematisierung angeschnitten, besonders die Ränder von Diskursen interessant, um eben jene Beziehungen zu untersuchen. Zum Gegenstand wird genau der Moment der Verschränkung bzw. in welchem etwas Nicht-diskursives diskursiv wird, so dass die Unterscheidung zwar als analytische in bestimmten Momenten sinnvoll sein mag, mit den oben genannten Problemen jedoch meist zur theoretischen wird, die zu viel Gewicht erhält. Bei der »Suche« nach nicht-diskursiven Praktiken wird man immer wieder auf das Diskursive stoßen sowie es

selbst produzieren, so dass die Unterscheidung von diskursiv und nicht-diskursiv problematisch wird.³⁶

Analytische Ebenen der Untersuchung diskursiver Praktiken

Weil es nicht »den« Diskurs zu untersuchen gibt, er sich nicht als ein Objekt oder als eine semiotische Einheit definieren lässt, die an konkreten historischen Punkten beginnt und endet, ist es sinnvoll, verschiedene analytische Ebenen zu unterscheiden³⁷: »(1) die Texte, in denen sich eine diskursive Praxis materialisiert hat und die auf die eine oder andere Weise erhoben und zu einem Korpus zusammen gestellt worden sind; (2) die Äußerungen, Aussagen und Äußerungsakte, in denen der Diskurs produziert und reproduziert wird; (3) die »großflächige« Ebene des diskursiven Raumes, der Formationen, der Archive und Wiederholungen, die gewöhnlich verkürzt als »der Diskurs« bezeichnet wird; (4) die Ebene der Subjektpositionen und der sozialen Akteure, die als AdressantInnen im Diskurs positioniert sind, ihn aufgreifen, stabilisieren, umarbeiten, für andere Zwecke gebrauchen; (5) und schließlich die diskursive Arena als Verweisungszusammenhang der Äußerungspositionen der Akteure und als Kräftefeld und institutioneller Rahmen«. (Langer/Wrana 2009; vgl. Wrana 2006f: 121f.)³⁸

Die Ebene der Texte (1) ist wohl für jede Diskursanalyse von Bedeutung, sie hat es in der Regel mit solchen zu tun. Schon die Zusammenstellung des Korpus enthält analytische Dimensionen, da mit ihr bereits nach Spuren relevanter diskursiver Praktiken gesucht wird, ebenso wie Entscheidungen getroffen werden, welche Materialien systematisch und/oder forschungspragmatisch ausgeschlossen werden. Ich habe sie deshalb im Kapitel zum Materialkorpus

36 Eine ähnliche Position vertreten Laclau und Mouffe. Sie verwerfen die Unterscheidung von »diskursiv« und »nicht-diskursiv«. Ihr Argument ist, dass Bedeutungen notwendigerweise diskursiv hervorgebracht werden. Die materielle »Realität« selbst unterliegt einem Konstitutionsprozess, womit sie das Materielle gegen die Annahme eines »geistigen Charakters« von Diskursen stark machen. »Nicht die Existenz von Gegenständen außerhalb unseres Denkens wird bestritten, sondern die ganz andere Behauptung, daß sie sich außerhalb jeder diskursiven Bedingung des Auftauchens als Gegenstände konstituieren könnten.« (Laclau/Mouffe 1985: 157ff.) Als eine wesentliche Konsequenz der Aufhebung der Dichotomie diskursiv/nicht-diskursiv sehen sie schlussfolgernd »die Preisgabe des Gegensatzes von Denken und Wirklichkeit« (ebd.: 161) an.

37 Die Ebenen verhalten sich zueinander nicht parallel, eher lassen sie sich als Schnitte durch eine rhizomatische Komplexität denken.

38 Diskurstheoretische Erörterungen zu den genannten Ebene finden sich unter anderem in der folgenden Literatur: Äußerungen, Äußerungsakt, Aussagen (Foucault 1981: 128ff., Benveniste 1974; Angermüller 2005b, Wrana 2006: 122-137); diskursiver Raum (Foucault 1981: 48ff.; Diaz-Bone 2002: 113-135); Subjektpositionen (z. B. Althusser 1977; Certeau 1988; Butler 2001).

ausführlich dargestellt. Für meine Studie sind im Rahmen dieses Ebenenmodells außerdem die Ebenen 2 bis 4 interessant, auf die hin die Bilder, Texte bzw. Textfragmente zu untersuchen sind – allerdings nicht alle gleichermaßen. Das sind zum einen die Äußerungen (Ebene 2) von SchülerInnen und LehrerInnen in der Schule, in konkreten Situationen und Interaktionen – dem Unterricht, in der Pause, oder im Interview –, von AutorInnen verschiedener Textgenres in den Zeitschriften sowie den Forschenden in den Beobachtungsprotokollen. Zum anderen sind es die Subjektpositionen (Ebene 4), die beispielsweise konstruiert werden, wenn die Lehrenden über ihre SchülerInnen sprechen und damit einen spezifischen »Schülerkörper« entwerfen oder sich selbst als Professionelle konstituieren. Wenngleich ich weder eine historische Entwicklung, noch einen umfassenden »Körperdiskurs« in allen in Verbindung mit Schule möglichen Äußerungen rekonstruiere, sind doch bestimmte Knotenpunkte, an denen sich verschiedene Diskurse »kreuzen«, als Relationen zu untersuchen (Ebene 3). Häufig sind dies thematische Verknüpfungen, wie z. B. von Körperlichkeit und Hauptschule oder Leiblichkeit und Natürlichkeit. Hier zeichnen sich bestimmte diskursive Formationen oder Strategien ab, die wiederholt und transformiert werden. Dabei lässt sich zeigen, was jeweils zum Problem wird und worauf damit »geantwortet« wird. Allerdings sind es immer nur Ausschnitte und kein Diskurs im Sinne einer Einheit (den herauszuarbeiten unmöglich ist). Mein Vorgehen lässt sich insofern als »Diskursanalytische Ethnographie« beschreiben, da ich eher mikroanalytisch vorgehe und den Anspruch einer Einheit des Diskurses relativiere.³⁹ Im nächsten Kapitel soll dies weiter konkretisiert werden.

39 Die »Archäologie des Wissens« und ihre Rezeption suggerieren eine solche (autonome) Einheit zeitweise (Foucault 1981: 80; Dreyfus/Rabinow 1987: 91), ebenso wie die Rede von »dem« Diskurs (z. B. dem Migranten-Diskurs bei Höhne/Kunz/Radtke 2005). Foucaults Arbeiten z. B. zur Sexualität zeigen dagegen alles andere als eine solche Einheit.